

# Hessisches Pfarrblatt

## Zweimonatsschrift für Pfarrerinnen und Pfarrer aus Hessen-Nassau und Kurhessen-Waldeck

Haus der Stille

Mehr als 25 Jahre für gelebte Spiritualität **3**

Schön und streitbar

Die Bibel, meine liebste alte Dame **4**

Strukturpoesie

Kooperationsraumgottesdienst **10**  
– ist das ein Wort?

Klimawandel in der Kirche

Thesen zur Zukunft des Pfarrberufs **11**

Und der Friede Gottes ...

Predigt zur Eröffnung der Synodentagung **13**

Berufsverbot für „fahnenflüchtige“ DDR-Pfarrer

Ein fast vergessenes Kapitel **15**  
der Kirchengeschichte

Keine Angst vor persönlichem Kontakt!

Zur Werbung für das Theologiestudium **17**

## Liebe Leserin, lieber Leser,

nun aber wirklich: Zum allerletzten Mal begrüße ich Sie beim Lesen des Hessischen Pfarrblattes. Ab der nächsten Ausgabe dürfen Sie sich auf Martin Franke als neuen Schriftleiter freuen. Ihm schenke Gott Segen für die neue Aufgabe und Geleit auf allen Wegen!

Bevor es soweit ist, können Sie im aktuellen Blatt Beiträge von Jung und Alt genießen. Am Anfang ihres beruflichen Weges in der Kirche mahnen Studierende die theologischen Profis: „Keine Angst vor persönlichem Kontakt“ – nur unter Einbezug dieses in der Diskussion unterrepräsentierten Faktors kann auch die Werbung des Nachwuchses gelingen (Seite 17). Christoph Bergner berichtet passend dazu über einen spannenden Prozess aus der Michaelsgemeinde in Bensheim, wo mithilfe von gezielten Interviews herausgearbeitet wurde, was Pfarrerinnen und Pfarrer von ihrer Kirche erwarten bzw. „welche Arbeitsbedingungen die Kirche als Arbeitgeber attraktiv“ machen (Seite 11). Flankierend zu allen Überlegungen in Bezug auf das (neue) Bild des Pfarrberufes machen diese Ergebnisse Lust, sich auf das Wesentliche zu besinnen!

Bei der Eröffnung der letzten Tagung der EKHN-Synode warf Yvonne Fischer Schlaglichter auf den „Frieden Gottes“, der als Kanzelsegnen vielerorts allwöchentlich zitiert wird. In dem Begriff verdichtet sich auch die Diskussion um den sogenannten gerechten Krieg und Pazifismus, die sie in ihrer verzweifelten Zerrissenheit zur Darstellung bringt, um gleichzeitig zum Vertrauen auf die Wirkmächtigkeit des göttlichen Friedens selbst einzuladen (Seite 13). Zu Ende gegangen ist dagegen die Geschichte des Vereins „Haus der Stille“ (mit einem Standort in Elgershausen bis 2014, später in Frankfurt). Mehr als 25 Jahre lang förderte er geistliches Leben und evangelische Spiritualität. Der tragende Verein hat sich aufgelöst, aber: „Es werde auch weiterhin Häuser der Stille geben“, so der Vorstandsvorsitzende Pfarrer Klaus-Willi Schmidt. „Wir brauchen Rückzugsorte. Ebenso brauchen wir aber auch gelebte Spiritualität in vielfältigen Formen der Frömmigkeit in nahen Lebensräumen, die ein Übungsfeld im und für den Alltag eröffnen.“ (Seite 3)

Dass auch im Pfarrberuf nicht immer nur die Sonne scheint, meinen viele Amtsgeschwister

besonders im strukturellen Wandel unserer Kirchen zu erleben. Deutlich wird das nicht zuletzt, wenn sie aufgefordert werden, einen „Kooperationsraumgottesdienst“ zu feiern – oder ist das Kind doch besser „KiNa-GD“ zu nennen? Ralf Ruckert nimmt den poetischen Prozess unter die Lupe auf Seite 10, während Konrad Schulz an ganz andere Zeiten erinnert: Pfarrerinnen und Pfarrer, die in der DDR „vom Staat unter Druck gesetzt, ausspioniert, ins Gefängnis und zur Ausreise in den Westen gebracht“ wurden, mussten erleben, dass nicht nur ihre eigene Kirche „der Stasi durchaus behilflich“ war. Vielmehr ist heute klar, dass „kirchliche Mitarbeiter, die damals in den Westen ausreisten bzw. ausreisen mussten, auch dort mit einer Art Berufsverbot belegt wurden“ (Seite 15). Die Aufarbeitung dieses unrühmlichen Kapitels der Kirchengeschichte steht, wie der Autor anmahnt, noch aus.

Schließlich stellt Fulbert Steffensky uns seine „liebste alte Dame“ vor. Sein Beitrag ist eine bewegende Liebeserklärung an die Bibel. „Jeder Psalm ist der Rollator meines eigenen hinkenden Glaubens. Jede Freiheitsgeschichte facht meinen Freiheitsdurst an. Mit der Bibel bin ich im Glaubensgasthaus meiner toten Geschwister, nicht schutzlos und nicht ganz zuhause. Sie lehren mich beten, sie lehren mich loben, sie lehren mich das Recht zu lieben. Sie bilden meine Seele. [...] Und noch eins, es ist mir eigentlich das Wichtigste: Die Bibel ist schön.“ (ab Seite 4)

Nun möge die Schönheit der Bibel und unseres Glaubens hindurchstrahlen durch Schuld und Gelingen, durch alles Ringen um Kraft und den richtigen Weg, durch alles, was wir tun – und lassen!

In diesem Sinne wünscht eine segensreiche Lektüre jetzt und weiterhin

*Ihr Ingo Schütz*

# Mehr als 25 Jahre für gelebte Spiritualität

Michael Heymel

Am 18. November 2018 beschloss die Mitgliederversammlung in Bad Homburg v.d.H., die Initiative zur Förderung geistlichen Lebens – Haus der Stille – e.V. aufzulösen. Damit geht die Geschichte einer mehr als 25 Jahre bestehenden Einrichtung zu Ende, die in der EKHN „viel in Bewegung gebracht“ und zur „Entwicklung einer gelebten Spiritualität beigetragen“ hat, wie der Vorstandsvorsitzende Pfarrer Klaus-Willi Schmidt erklärte.

Das von der Initiative getragene Haus der Stille, für das sich vor allem ehrenamtliche Kräfte engagierten, hatte seit Januar 2015 seine Arbeit im Frankfurter Diakonissenhaus durchgeführt. Zu seinen Angeboten zählten Kurse und Veranstaltungen zu Gottesdienst und Musik, Meditation der Psalmen, kontemplatives Singen und Körpererfahrung. Ende 2017 zeichnete sich ab, dass für eine weitere Arbeit in Frankfurt keine akzeptablen Bedingungen mehr bestanden. Eine Klausurtagung im März 2018 im Kloster Engelthal erbrachte keine tragfähige neue Lösung, so dass der Vorstand im September beschloss, der Mitgliederversammlung die Auflösung des Vereins zu empfehlen.

Hans-Wilhelm Stein, vormals Propst von Nord-Nassau, hatte im November 1990 Freunde des Projekts Einkehrarbeit zu einer Tagung ins Theologische Seminar Herborn eingeladen. Dabei sollte geklärt werden, in welcher Form geistliches Leben im Bereich der Landeskirche gefördert werden könnte. Bereits 1989 war Stein von der Kirchenleitung beauftragt worden, „Möglichkeiten einer kontinuierlichen Einkehr(Retraiten-)Arbeit zu untersuchen.“ Schon früh hatte er erkannt, dass die evangelische Kirche eine lebendige Spiritualität im Alltag braucht, und sich dafür auf Fulbert Steffensky berufen, der im Protestantismus eher eine gedachte als eine gelebte Religion sah.

Unterstützt von einer Projektgruppe aus etwa 50 Männern und Frauen kam Stein zu dem Schluss, dass für die geplante Arbeit ein Haus nötig war. Am 7. November 1992 wurde in Usingen die Initiative zur Förderung geistlichen Lebens gegründet. In einem Gebäude der Klinik Waldhof in Elgershausen fand sich das passende Haus der Stille, das Mitglieder

der Projektgruppe mit hoher Eigenleistung und dank erheblicher Spenden einrichteten.

Das Haus der Stille in Elgershausen wurde vielen zu einer Heimat, einem Ruheort zum Auftanken, sogar zum Urlaubmachen. Es bot Einzelgästen und Gruppen Einkehrtage und erfahrungsbezogene Kurse zu verschiedenen Themen, viele Referenten verzichteten auf ihr Honorar. Als die Klinik nach Gießen verlegt und der Waldhof veräußert werden sollte (was bis heute nicht geschah), begann die Suche nach alternativen Standorten. Sowohl beim Kloster Altenberg wie auf der Fuchskaute scheiterten die Verhandlungen, auch Kontakte zu anderen Häusern führten nicht weiter. Dann wurden die Zuschüsse der EKHN gestrichen. Da die inzwischen auf eine Pfarrstelle reduzierte geistliche Leitung des Hauses – zunächst waren zwei Pfarrstellen eingerichtet, ab 2004 nur noch eine – der Stellenbemessung zum Opfer fiel, musste das Haus der Stille im September 2014 seinen Standort in Elgershausen aufgeben.

Jetzt, vier Jahre später, hat der Trägerverein dankbar für das Erreichte und ohne Resignation einen Schlussstrich gezogen. Die abnehmende Mitgliederzahl, der Mangel an ehrenamtlich Aktiven und die Tatsache, dass kaum jüngere Mitglieder zu gewinnen waren, hatte diesen Schritt unausweichlich gemacht. Die Arbeit, der sich die Einrichtung verschrieben hatte, wird jedoch weitergehen. Es werde weiterhin Häuser der Stille geben, meint Pfarrer Schmidt. „Wir brauchen Rückzugsorte. Ebenso brauchen wir aber auch gelebte Spiritualität in vielfältigen Formen der Frömmigkeit in nahen Lebensräumen, die ein Übungsfeld im und für den Alltag eröffnen.“ Am 2. Februar 2019 wird Propst Albrecht in der Bad Homburger Erlöserkirche predigen und die Arbeit des Hauses der Stille würdigen.

*Dr. Michael Heymel*

*Mitglied im Vorstand des Hauses der Stille  
Nietzschestraße 25, 65191 Wiesbaden*

# Die Bibel, meine liebste alte Dame

Fulbert Steffensky

*Dokumentation eines Vortrags, den der Referent im vergangenen Jahr in der Katholischen Akademie Rabanus Maurus in Frankfurt am Main hielt. Mit freundlicher Genehmigung des Referenten und der Akademie.*

Ich nenne zunächst, was ich von meiner liebsten alten Dame, der Bibel, nicht behaupten will. Meine alte Dame ist nicht einfach vom Himmel gefallen. Sie ist unter Menschen geboren und hat eine Menschengeschichte. Meine alte Dame irrt sich gelegentlich, aber sie ist so charmant, dass ich ihr fast alle Irrtümer verzeihe. Meine alte Dame ist nicht streitsüchtig und behauptet nicht, neben ihr gäbe es keine anderen schöne alte Damen.

Nun also die Alte bei ihrem Namen genannt: die Bibel. Vor Jahren ist mir während einer Tagung meine alte Bibel gestohlen worden. Zwar beglückwünsche ich den Dieb zu seinem guten Geschmack, aber es hat mich geschmerzt. Meine alte tröstende und verstörende Begleiterin, abgegriffen und mit einigen losen Blättern mit den Stellen, die mir am wichtigsten waren: der 139. Psalm, die Bergpredigt und das 8. Kapitel des Römerbriefes!

Warum liebe ich die Bibel, warum brauche ich sie? Ich nenne zunächst einen Grund, den ich bei jedem Buch anführen könnte, das ich liebe: Es ist schön, Texte zu haben, denen man vorrangig seine Aufmerksamkeit widmet. Solche Texte zu haben, sie zu lesen und sich auf sie zu verlassen, ist in sich ein Glaubensakt. Man glaubt, dass die Wahrheit entzifferbar und dass die Welt lesbar ist.

Nun sind wir auch in unseren Lieben endlich, und man kann nicht alles in gleicher Weise lieben. Die Bibel habe ich zu meinem vorrangigen Buch erklärt. Ich bin aufmerksamer, wenn ich dieses Buch lese. Ich erwarte von ihr mehr, als ich von anderen Büchern erwarte, und so finde ich in ihr mehr Wahrheit und Schönheit, als ich in anderen Büchern entdecke. Die Bibel ist meine Lehrerin. Einer Lehrerin gibt man einen Vorschuss an Glaubwürdigkeit und Vertrauen. Bis zu einem gewissen Grad erschafft man die Weisheit der Lehrerin, indem man ihr Weisheit zutraut. Das geht natürlich nicht bei jedem Menschen. Es gibt welche, die auch beim

größten Vertrauensvorschuss als Lehrerin untauglich sind, und es gibt Bücher, die zu blöde sind, gute Bibeln zu werden.

Es klingt jetzt so, als ob ich die Bibel selbst erschaffe, indem ich glaube, dass dieses Buch eine Bibel ist, also ein heiliges Buch, in dem Weisheit und Wahrheit zu finden sind. Das ist nicht alles, was zu sagen wäre. Aber es ist eine Tatsache, dass die Bibel Wichtigkeit gewinnt, indem wir ihr Wichtigkeit verleihen.

Im letzten Satz habe ich nicht mehr Ich gesagt, sondern Wir: Nicht ich allein gebe ihr einen Vorschuss und vermute ihre Wahrheit. Ich tue es zusammen mit meinen Toten und lebenden Geschwistern. Wir, die Kirche aller Zeiten, lehren die Bibel, uns zu weisen, indem wir auf sie hören, sie lesen und sie zur Lehrerin erwählen. So wird die Bibel zu einem kraftvollen Buch, weil es das Buch von vielen wird. Die Bibel ist das Kirchenbuch. Wenn ich sie lese, höre ich nicht nur auf sie, sondern auf alle, die sie mit mir lesen und vor mir gelesen haben. Die Auslegungen meiner Geschwister werden mir wichtig, nicht nur der Text des Buches.

Da habe ich nun einen katholischen Gedanken eingeschmuggelt, der nicht nur die Bibel selbst, sondern auch die Tradition ihrer Auslegung ernst nimmt, die sie in der Geschichte der Kirche gefunden haben. Ich durchbreche also den Zaun des Kanons und erkenne das Wachstum der Wahrheit des biblischen Ursprungs. Trotzdem: die ursprünglichen Worte der alten Lehrerin verliere ich nicht aus dem Ohr. Sie verhelfen mir dazu, dass wir uns nicht in der Wildnis der Auslegungen verlaufen.

Habe ich nun die Bibel zu sehr vermenschlicht? Habe ich sie nicht zu einem Buch wie jedes andere Buch gemacht mit dem einzigen Vorzug, dass ich sie zu **meinem** Buch gemacht hab? Die Bibel ist mehr als ein von mir erwähltes Buch. Sie ist das Gottesgespräch meiner Väter und Mütter im Glauben und darin eingewickelt und nicht leicht zu entziffern die Antworten Gottes. Sie ist inspiriert. Aber ihre Inspirationen liegen nicht auf der Hand, man muss sie mühsam entziffern.

Eine Anmerkung: Ich nenne die Menschen, die in einer langen Geschichte vor mir geglaubt und gehofft haben, in einer Kurzformel

„Meine Toten“. Ich bin mit ihnen verbunden und rechne mich zu ihnen, weil ich ihre Hoffnung teile. Ich nenne Sie **meine** Toten. Es ist für mich ein Ausdruck der Verbundenheit, der Zärtlichkeit und der Bewunderung für Menschen, die ihre Lebenssumme schon gezogen haben und die ich in der Hand Gottes glaube. Sie haben gelitten, kannten ihr Glück und sind ihrer Schuld nicht entkommen – genau wie ich selbst.

In der Bibel höre ich die Klage, die Empörung und die Schreie nach Recht meiner Toten, und ich entziffere darin die Verheißungen Gottes. Ich höre die großen Lieder, die das Leben preisen und Gott loben. Die Stimmen meiner Toten, sage ich. Damit will ich sagen: In der Bibel finde ich nicht nur Texte, Lehren, Aufforderungen, losgelöst von Menschen. Es sind Stimmen, es sind Gesichter, die ich dort höre und sehe. Stimmen, die loben, wie meine Stimme loben kann. Es sind Gesichter, deren Augen Gott suchen, wie meine ihn suchen und meistens nicht finden. Ich habe es in der Bibel mit Gebeten, Hoffnungen und Liedern zu tun, die mir meine Toten vorgewärmt haben. Jeder Psalm ist der Rollator meines eigenen hinkenden Glaubens. Jede Freiheitsgeschichte facht meinen Freiheitsdurst an. Mit der Bibel bin ich im Glaubensgasthaus meiner toten Geschwister, nicht schutzlos und nicht ganz zuhause. Sie lehren mich beten, sie lehren mich loben, sie lehren mich das Recht zu lieben. Sie bilden meine Seele. Ich muss nicht mit meinem eigenen dürftigen Glauben auskommen. Ich brauche den Glauben der anderen, um glauben zu können.

Und noch eins, es ist mir eigentlich das Wichtigste: Die Bibel ist schön. Schönheit meine ich nicht nur als einen formal-ästhetischen Begriff. Schön nenne ich auch die Würde und die moralische Verantwortung, die den Menschen etwa in der Bergpredigt zugemutet wird. Von den Armen und Leidenden ist die Rede, vom Hunger nach Gerechtigkeit in einer Welt von Unrecht; von Verfolgung und Schmähung. Bergpredigt! Schön ist der Aufruhr der Propheten.

Schön ist der Jesus, der die eingeschliffenen Selbstverständlichkeiten durchbricht, der das Kastendenken zerbricht, das die Frauen von den Männern trennt, die Verlorenen von den Gefundenen, die Frommen von den Sündern und die Einheimischen von den Fremden. Vielleicht verwundert es Sie, dass ich mit lauter Stimme die Schönheit preise. Wir

haben vergessen, dass der Glaube schön ist. Wir waren so versessen darauf, dass er wahr ist; dass seine Sätze korrekt sein sollen. Man kann auf Dauer nur an etwas glauben, dessen Charme man entdeckt hat; also was man schön gefunden hat. Etwas schön zu finden, ist wichtiger als etwas nur für wahr zu halten.

In einem Gedicht aus Kuba heißen zwei Zeilen:

*Gestillt werden kann der Hunger nach Brot,  
Grenzenlos ist der Hunger nach Schönheit.*

Meine schöne alte Dame will nicht aus der Ferne bewundert werden, sie will besucht werden und sie will mich besuchen, nach Möglichkeit täglich. Sie erträgt es auch, wenn sie nur einmal in der Woche kommen darf. Wenn es weniger als einmal im Monat ist, fängt sie an zu murren und sie verweigert mir ihren Trost und ihre Weisheit. Ein Buch, in dem ich nicht lese, ist nicht mehr mein Buch. So lasse ich sie denn kommen, täglich oder wöchentlich oder wenigstens monatlich. Ich räume ihr eine feste Zeit ein. Ihre Besuche werden Sitte.

Nichts geht ohne Sitten. Dazu erzähle ich Ihnen eine Geschichte vom kleinen Prinz von Antoine de Saint-Exupéry, die Geschichte vom Fuchs, der gezähmt werden will. Der kleine Prinz verspätet sich bei seinem Besuch bei dem Fuchs. Dieser sagt:

*Es wäre besser gewesen, du wärest zu selber Stunde wiedergekommen ... Wenn du zum Beispiel um vier Uhr nachmittags kommst, kann ich um drei Uhr anfangen, glücklich zu sein. Je mehr die Zeit vergeht, umso glücklicher werde ich mich fühlen. Um vier Uhr werde ich mich schon aufregen und beunruhigen; ich werde erfahren, wie teuer das Glück ist. Wenn du aber irgendwann kommst, kann ich nie wissen, wann mein Herz da sein soll ... Es muss feste Bräuche geben.*

*Was heißt ‚fester Brauch‘?, sagte der kleine Prinz.*

*Auch etwas in Vergessenheit Geratenes, sagte der Fuchs. Es ist das, was einen Tag vom anderen unterscheidet, eine Stunde von den anderen Stunden. Es gibt zum Beispiel einen Brauch bei meinen Jägern. Sie tanzen am Donnerstag mit den Mädchen des Dorfes. Daher ist der Donnerstag der wunderbare Tag. Ich gehe bis zum Weinberg spazieren. Wenn die Jäger irgendwann einmal zum Tanze gingen, wären die Tage alle gleich und ich hätte niemals Ferien.*

Es muss feste Bräuche geben – wenn du *irgendwann* kommst, kann ich nicht wissen, wann das Herz da sein soll! Der Geist verblasst ohne die Gepflogenheit, ihm einen Platz und eine Zeit zu geben. Die Stimme der Bibel wird leise. Sitten und Gepflogenheiten verlieren in unserer Gesellschaft immer mehr ihre Selbstverständlichkeit, weil sie nicht mehr von allen oder mindestens von vielen getragen werden. Außerdem vergöttlichen wir die Spontaneität und die sogenannte Authentizität. Sitten scheinen uns kühl und eher eine Lähmung der Spontaneität. Was man aber regelmäßig und langfristig tun will, braucht die Kühle der Gepflogenheit. Man kann auf Dauer nur beten und sich in das alte Buch vertiefen, wenn man weiß, wann und wie man es tut; an welchem Tag und zu welcher Stunde des Tages.

„Es muss feste Bräuche geben“, sagt der kleine Fuchs. Bibellesen ist auch Arbeit und nicht nur eine spirituelle Sauna. Arbeit erfordert Regeln und Gesetze. Zu der Arbeit gehört, den Tag und die Stunde zu wissen, wann die alte Dame kommt, wo sie sitzt, wie ich sie behandle und wann sie wieder gehen soll; den Tag an dem die Jäger tanzen gehen und die Füchse ungestört in den Weinberg können. Es kommt nicht darauf an, dass ich in jener Besuchszeit besonders gestimmt für sie bin. Was man regelmäßig tut, tut man meistens ohne besondere religiöse Ergriffenheit. Wir glauben manchmal, uns für unsere religiösen Versuche in eine besondere spirituelle Ergriffenheit versetzen zu müssen. Bete deine Gebete und halte dich nicht mit der Frage auf, ob du andächtig betest. Lies in deiner Bibel und frage dich nicht, ob dein Herz bereit ist für den hehren Text! Lass dir Zeit wie für eine Nachbarin, die dich regelmäßig besucht. Manchmal freut man sich darauf, manchmal ist man heilfroh, wenn sie wieder geht, weil man an seine Arbeit will. Man kann sich nicht selbst wollen, auch nicht die eigene Innerlichkeit. Man folgt den Sitten und Gepflogenheiten zu denen man sich entschlossen hat, und diese bilden unmerklich, aber auf Dauer unser Herz und Gewissen.

Ich lasse die Bibel an mir geschehen. Den Psalm lasse ich an mir geschehen, das Vaterunser, die Erzählungen der Freiheit lasse ich an mir geschehen. Je passiver und wehrloser ich gegen meinen Gast bin, umso besser. Ich strenge mich nicht einmal an, der Bibel zu glauben, aber ich gebe ihr ein regelmäßiges Gastrecht. Wir sind bei unseren religiösen Versuchen viel zu sehr bedacht auf die Herstellung unserer

eigenen Innerlichkeit und auf die Kontrolle unserer Herzen. Tu etwas, lies in deiner Bibel, bete deine Gebete und frage nicht, wer du bist bei deinem Lesen und Beten! Achte nicht auf deine Innerlichkeit sondern auf Äußerlichkeiten: die regelhaft eingehaltene Zeit für deine Bibel.

Wer regelmäßig mit der Bibel umgeht, für den ergibt sich so etwas wie die Bibel in der Bibel. Das heißt, besondere Texte, Psalmen, Geschichten der Bibel werden einem besonders wichtig. Im großen Bibelzelt schlägt man sich noch ein kleineres, persönliches auf. Ein Psalm, dessen Wahrheit sich einem in einer besonderen Lebenssituation aufgeschlüsselt hat; in einer Situation der Trauer, der Verzweiflung, des Zornes oder des Glücks; ein Freiheitstext, der mich in Stunden von Lebensängsten getroffen hat. Die erlebten Texte werden zu meinen vorrangigen Texten, zum Haus im Haus. Zu diesen Texten kommt man immer wieder zurück und sie werden einem mehr als andere Heimaterde.

Manchmal erbt man auch solche Texte. Der 139. Psalm war einer der Lieblingstexte meiner verstorbenen Frau. Sie hat mir ihre Liebe zu ihm vererbt. Aus dem 63. Psalm liebte sie den Vers: „Deine Gnade ist mehr als Leben“. Er ist zu einem Spruch geworden, der mir oft über die Lippen kommt und den ich ihr von den Lippen lese. Wenn der Glaube schwer wird, und er wird ja öfter schwer, als wir annehmen, liest man den Glauben von den Lippen derer, die einem verbunden sind.

Ich plädiere dafür, dass wir einige Psalmen oder wenigstens Verse auswendig können. Sie sind ein Mundvorrat für magere Zeiten. Sie sind wie Balken, an die man sich nach einem Schiffbruch klammert. Sie drängen sich einem auf die Lippen, auch wenn das Herz noch nicht nachkommt. Es ist ein Trost, eine Sprache zu haben, die wir nicht selber erfinden müssen.

Glauben heißt auch, Erbe derer zu sein, die vor uns geglaubt haben. Ich habe am Anfang meines Vortrags etwas dreist gesagt: Die Bibel ist nicht einfach vom Himmel gefallen. Sie ist unter Menschen geboren und hat eine Menschengeschichte. Über diesen Satz muss ich noch Rechenschaft geben. Wir sagen ja, die Bibel sei inspiriert. Wir sagen, sie enthielte das Wort Gottes. Manchen sagen sogar sie sei das Wort Gottes. In der katholischen Kirche hebt der Priester nach dem Evangelium die Bibel empor mit dem Satz: Wort des lebendigen Gottes. Also doch vom Himmel gefallen?

Es ist nicht so einfach. Das Wort Gottes ist entzifferbar in der Bibel. Das ist unser Trost. Aber zunächst ist die Sprache der Bibel durch menschliche Kehle gegangen. Das heißt, sie hat Teil an der Wahrheit, aber sie ist Menschensprache; brüchig wie jede Sprache, die durch die Kehle der Menschen gegangen ist. Die Bibel ist nicht das Wort Gottes, sie ist wie alle Theologie eine Auslegung des Wortes Gottes, allerdings unsere vorrangige Auslegung. Sie ist nicht die Wahrheit, sondern die Auslegung der Wahrheit.

Und noch eine Schwierigkeit: Uns trennen viele Jahrhunderte von jenen Auslegern. Wir müssen die Distanz akzeptieren, die uns von den Schreibern jener heiligen Worte trennt. Nie werden wir ihren Eigensinn ganz erfassen. Die Bibel zu zitieren, genügt nicht. Wir müssen sie übersetzen.

**Übersetzen** heißt, eine Sache oder einen Menschen von einem Ufer zum anderen bringen. Wir haben eher gelernt, die alten Texte zu zitieren als sie zu übersetzen, d.h. an das Ufer unserer Zeit und der Horizonte unseres Denkens zu bringen. Wir kommen mit unserem Denken aus sehr alten Zeiten, in denen man geglaubt, die Wiederholung des Erbes sei schon die Aneignung des Erbes. Den Glauben aber haben wir an keiner Stelle anders als immer schon interpretierten Glauben, so auch in der Bibel.

Protestanten verstehen etwas vom Bilder- verbot, vom Geheimnis und der Ungreifbarkeit Gottes. Ein Schimmer von Gottes Wahrheit ist in den Überlieferungen unserer Väter und Mütter, in der Bibel zu begreifen, aber nicht zu greifen. Nirgends gibt es das Wort Gottes pur. Seine Interpretationen im Lauf der Geschichte sind uns fremd und sie sind uns nah. Nirgends aber sind wir vom Schmerz und der Freiheit entbunden, den Glauben vom fremden Ufer an unser eigenes zu bringen. So muss jede Zeit neu lernen, den Namen Gottes zu entziffern.

„Die Bewahrung der Tradition ist ein schöpferischer Akt.“ sagt der tschechische Theologe Thomas Halik. „Die Tradition ist immer eine Reinterpretation vom Vorherigen – während Traditionalisten an diesem Punkt untreu werden.“ Wer nicht interpretieren will, hört auf zu bewahren, oder wie der Aphoristiker Elazar Benyoetz sagt: „Eine getreue Widergabe ist eine echte Fälschung.“ Religiöse Sprache ist, wo sie den Namen verdient, eine poetische Sprache, das heißt, dass sie nicht zu hören ist abgelöst von den Sprechenden, von ihren

Tränen und von ihrem Jubel. Sie ist gerade keine Einheitssprache, die zu allen Zeiten zwischen Tokio und Lima gilt.

Das heißt nicht, dass sie die willkürliche Expression der Gemütslagen von unverbundenen Individuen ist. Wir haben Texte und Traditionen, die unsere Auslegung richten, sie aber nicht beherrschen. In jede Auslegung gehen das Charisma und die Blindheit der Auslegenden ein. Erst wenn wir unser Erbe über- gesetzt haben an das Ufer unserer Gegenwart, können wir ahnen, welche Schönheit und welche Lebensrettung es enthält. Uns ist die Würde und die Last zugemutet, freie Geister zu sein, auch vor der Bibel; aber freie Geister, die wissen, was Demut ist. Demut: es ist die Kraft, nicht allein auf sich selbst zu hören, sondern auf die Stimme dieses alten Buches, das durch so viele Hände gegangen ist und auch geheiligt ist durch die Wärme jener Hände. Der französische Philosoph Andre Comte-Sponville sagt: „Die Menschheit ist wie ein Strom, der nur eine Möglichkeit hat, seine Quelle zu ehren, nämlich: weiterzufließen.“

Wem gehört die Bibel? Zwei Kirchen standen in Hamburg in unmittelbarer Nähe, die eine steht noch: diese Katharinenkirche, die schöne, die reiche; die Kirche, die umgeben war von Patrizierhäusern; die Kirche wie ein großes Schiff, dem man keinen Untergang zutraut. Die andere Kirche, einen Steinwurf von hier jenseits des Zollkanals, ist untergegangen: St. Anna, eine unscheinbare und kleine Kirche. Zwei Straßennamen erinnern an sie: „Bei St. Annen“ und „Annenufer“. Sie wurde 1563 erbaut und noch nach der Reformation nach der heiligen Anna, der Mutter Marias genannt. Es war die Aschenputtelkirche, umgeben von Tagelöhnerhäusern. Etwa 18.000 Menschen wohnten da auf engem Raum um die Kirche, Tagelöhner, die sich jeden Tag neu verdingten. Eine kleine Stadt, gedrängt voller Menschen und voller Hunde, Katzen und Ratten. Zwei Kirchen, getrennt durch den garstigen Graben, der nicht Zollkanal hieß, sondern Armut und Reichtum.

Was haben diese beiden Kirchen miteinander zu tun? Ist dieser Graben so leicht überwindbar wie der zwischen Glauben und Vernunft, über den wir gesprochen haben? Wird in den beiden Kirchen derselbe Gott angebetet? Ist dort derselbe Gott versprochen? Haben diese beiden Kirchen Abendmahls- gemeinschaft? Sagen wir nicht zu schnell ja! Gott ist nicht ein Gott jenseits aller Gräben und

immer schon über ihnen. Er ist parteiisch. Er liebt St. Annen. Wie lesen wohl die Leute von St. Anna das 13. Kapitel des ersten Korintherbriefes? Wie lesen es die Leute von St. Katharina? Wir lesen unsere Texte nicht auf gleiche Weise, und es kommen nicht alle Leser zum selben Resultat. Unsere Ängste und unsere Lebensnot, die Armut und der Reichtum und unsere Interessen sind die Legenden, mit denen wir die Texte aufschlüsseln oder sie vielleicht auch vor uns selber verschließen. Probier es und leihen wir uns einmal die Brillen von St. Anna und einmal von St. Katharinen!

*Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich prophetisch reden könnte und wüsste alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, sodass ich Berge versetzen könnte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und meinen Leib dahingäbe, mich zu rühmen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze.*

Längst haben Sie gemerkt, dass mit Katharinen nicht wirklich diese wunderschöne Kirche gemeint ist, sondern dass Anna und Katharinen stehen für die Kirchen der Aufmerksamkeit auf die Wunden des Lebens und die Kirchen politischer Taubheit. Wie also lesen Anna und Katharina? Bei den ersten drei Versen kämen sie vielleicht zum gleichen Ergebnis. Gemeinsam sagen sie: Engelszungen, prophetische Rede oder andere religiösen Kunststückchen sind nicht das wichtigste. Wichtiger ist die Liebe. Katharina sagt dies, weil sie immer schon religiös liberal ist. Anna ist kultkritisch, weil sie es von den Propheten gelernt hat, die sagen: Ich hasse eure Brandopfer und eure falschen Gebete, weil eure Hände vom Blut der Armen tiefen. Und Anna erfährt ja auch am eigenen Leib, dass für die Hungrigen ein Stück Brot wichtiger ist als alle religiösen Zungenkunststücke.

Vielleicht würde Anna den Vers 3 etwas anders auslegen: Und wenn ich all meine Habe den Armen gäbe und hätte die Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze. Gib's nur den Armen, würde sie sagen. Wühle nicht in dir herum; frage nicht, ob du auch wirklich die richtige Liebe hast! Sie liegt nicht in deinem Inneren, sondern in deinen Händen, mit denen du das Brot verteilst.

Schätzen Katharina und Anna in gleicher Weise die folgenden Verse?

*Die Liebe ist langmütig, freundlich, sie eifert nicht, sie treibt keinen Mutwillen, sie bläst sich nicht auf und sie verhält sich nicht ungehörig.*

Katharina stimmt heftig zu. Besonders das „sie eifert nicht!“ gefällt ihr. Nicht immer diese Einseitigkeiten, diese überwertige Sozialromantik! Zum Glück sind es im Augenblick nur noch wenige, die von solchen sozialen Restutopien behext sind. Man kann doch über alles reden, aber vernünftig, rational und ausgewogen, aber nicht laut und schrill! Katharina stimmt zu: Die Liebe soll langmütig, freundlich und nicht mutwillig sein. Katharina ist eine bürgerliche Kirche. In ihren Synoden und Presbyterien sitzen Kaufleute, Lehrerinnen und gelegentlich zur Zierde ein Professor. Dies aber sind dezente Leute, besonders wenn sie aus Hamburg kommen. Katharina hat die Stärke der Bürger. Sie kann reden, und sie braucht nicht gleich dreinzuschlagen. Sie kann denken und planen. Sie versteht etwas von der Liebe, sie versteht etwas von personalen Tugenden; von humanem Verhalten, das das Leben der Menschen leichter macht. Sie hat ihre Weisheit, die die Menschen freundlicher macht. Sie hat weniger Angst vor der Zukunft, weil ihr die Gegenwart schon wenigstens halb gelungen ist. Sie hat vielleicht sogar weniger Angst vor den Fremden. Sie versteht mehr vom Spiel, weil sie im Leben nicht nur auf die eisernen Notwendigkeiten gezwungen ist. Manchmal ist auf Katharina mehr zu hören als auf Anna – vielleicht nicht oft, aber manchmal.

Anna seufzt. Gerne würde sie Paulus zustimmen, sich nicht erbittern lassen und nicht das Ihre suchen. Aber wie soll sie nicht bitter werden, wenn sei kein Brot für ihre Kinder hat! Wie soll sie nicht das Ihre suchen, wenn sie ihre Miete nicht bezahlen kann; wenn sie keine Arbeit hat; wenn Katharina sie schlecht bezahlt, wenn sie bei ihr putzt! Wie soll sie nicht bitter werden, wenn sie in der Zeitung liest, dass man nun die sozialpolitischen Wucherungen zurückschneiden müsse; dass man von der falschen Metaphysik individueller Gleichheit Abschied nehmen müsse; dass nun Schluss sein müsse mit der kommunitären Romantik! Alles Begriffe, die sie gerade in der Zeitung gelesen hat. Wie soll sie nicht bitter werden, wenn nun auch SPD-Politiker den Übergang von der Verteilungsgerechtigkeit zur Erwerbsgerechtigkeit fordern.

Anna runzelt die Stirn und fragt sich, ob es nicht gerade zur Freundlichkeit ihren eigenen Kindern gegenüber gehört, *nicht* alles



zu ertragen, *nicht* alles zu glauben und *nicht* alles zu erdulden. Sie fragt sich, ob zu dieser Liebe nicht die Skepsis den korrupten Welten gegenüber gehört; die Leugnung all der schöngeschminkten Götter, die sich als die einzig Möglichen in der Gegenwart geben. Anna fragt sich, ob Paulus nicht auch die Empörung und die Ungeduld als Tugenden der Liebe hätte nennen sollen; und das Vermissen: das Vermissen des Brotes für die Hungrigen; des Augenlichts der Blinden und der Sprache der stumm Gemachten.

Keinen Sozialneid, bitte!, sagt Katharina. Vor Gott sind wir schließlich alle arm, und auch die Wohlhabenden haben ihre Sorgen. Und Sünder sind wir vor Gott, hauptsächlich Sünder, die Armen und die Reichen. Außerdem sind vor Gott alle gleich, der Reeder und der Arbeitslose; die Putzfrau und Frau Breul von der Expo. Außerdem zählen die inneren Werte, wie schon Paulus sagt: die Geduld und die Langmut und die Freundlichkeit. Anna wundert sich, dass Katharina, die doch all die Bücher und Theologen und Oberkirchenräte hat, ein so dummes und blasphemisches Zeug reden kann. Sie wundert sich darüber, dass Katharina nicht gelegentlich der eigene Kirchturn auf den Kopf fällt.

Im letzten Vers des Korintherkapitels kommen Anna und Katharina wieder zusammen:

*Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.*

Man sagt allerdings, es habe sich neulich ein Katharinenbischof verlesen und diesen Vers so zitiert: Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe. Das größte aber unter ihnen ist die Ordnung. Ich frage mich, ob mich das Bild des garstigen Grabens – dort die von Gott geliebte Anna und hier die kalte Katharina – nicht zu falscher Eindeutigkeit und fauler Widerspruchsfreiheit geführt hat. Wenn wir die beiden Kirchen in fataler Eindeutigkeit gegenüberstellen, dann verlieren wir die Hoffnung. Wir sehen dann Zementburgen, die sich nicht bewegen und nichts mehr voneinander lernen. Die beiden Kirchen sind nicht getrennt. In der einen sind vielmehr die beiden: Katharina und Anna. Sie sind nicht scheidlich und unfriedlich auf der einen und der anderen Seite des Grabens. Sie sind miteinander vermischt und ineinander verwoben, und sie streiten miteinander in der einen Kirche. Und dieser Streit ist unsere Hoffnung. Keine lässt die andere in Ruhe.

Im Gespräch der beiden, im Streit der Gruppen entfernen wir uns von der Ungerechtigkeit

und nähern wir uns der Wahrheit. Es ist schön, dass in unserem 6. Vers sich nicht Wahrheit und Unwahrheit gegenüberstehen, sondern die Ungerechtigkeit, an der die Liebe leidet, und die Wahrheit, über die sie sich freut. Wir sind zerrissen, hin und hergerissen in unseren Kirchen zwischen Katharina und Anna. Wenigstens das! Oft ist das Recht eher Programm in unseren Kirchen als Realität. Traurig genug! Aber es ist wenigstens Programm, und das ist nicht selbstverständlich. Denn es gibt dies nicht oft, dass Trost, Gerechtigkeit, Aufrühr gegen die Korruption Programm einer Gruppe sind. Programm ist in der Gesellschaft ja nicht der Trost der Unterlegenen, sondern der Abbau der Sozialhilfe. Programm ist nicht die eine Welt, in der es eine gerechte Verteilung der Güter gibt. Programm ist die Globalisierung des Unrechts und die Aussaugung der Völker. Diese zweideutige Kirche ist der Ort der verfeimten Begriffe und der ausgestoßenen Wörter: Gerechtigkeit, Mitleid, Barmherzigkeit, Trost, Schutz des verfolgten Lebens, Sturz der Tyrannen und endlich des Namens Gottes. Und wenn sie dies nicht ist, dann ist sie die Gruft der modernden Knochen, und dann sind ihre Gebete und ihre Lieder gigantische Blasphemien.

Noch einmal die Frage: Können die mehr Katharinenleute und die mehr Annenleute zusammen das Abendmahl nehmen? Dazu erzähle ich gerne eine Geschichte: Als Student habe ich einmal mit einem Freund eine Wanderung durch das obere Donautal gemacht. Wir waren lange unterwegs, wir hatten kein Geld mehr, und wir hatten Hunger. Schließlich kamen wir in einen Ort, in dem auf einem Bauernhof eine große Hochzeit gefeiert wurde. Wir witterten unsere Chance und schlichen uns in die Hochzeitsgesellschaft ein. Man hielt uns für ärmliche Vettern der Braut. Wir waren nicht geladen, wir hatten kein hochzeitliches Gewand, aber wir aßen und tranken. Ganz hat man uns nicht getraut, aber mit einem Augenzwinkern ließ man es zu.

Man darf niemanden von der Hoffnung ausschließen, auch sich selber nicht. Und so hoffen wir, dass Gott uns mit dem linken Auge zuzwinkert und sagt: Kommt her, ihr Lumpen! Esst und trinkt und tanzt! Wir hoffen auf Gottes Augenzwinkern oder auch auf seine zärtliche Kurzsichtigkeit bei der Einlasskontrolle.

*Fulbert Steffensky*  
*c/o Katholische Akademie Rabanus Maurus*  
*Domplatz 3, 60311 Frankfurt a. M.*

# Kooperationsraumgottesdienst – ist das ein Wort?

Ralf Ruckert

„Kommst Du auch zum Kooperationsraumgottesdienst“, fragte neulich eine engagierte Ehrenamtliche. Aber der Angesprochene winkt ab: „Das hat bei mir nicht in den Kalender gepasst“. Kein Wunder bei dem langen Wort! Ein alter Brite sagte mal zu mir: „Ihr Deutschen habt eine praktische Sprache. Immer wenn euch ein Wort fehlt, hängt ihr 2–4 aneinander, und schon habt ihr ein Neues.“ Praktisch, ja! Aber leider nicht immer schön.

Was dem Kooperationsraum abgeht, ist anders, als bei der Kirchengemeinde, dem Kirchenkreis oder dem guten alten Kirchspiel, leider auch die „Taufe“. Ein Kooperationsraum könnte alles sein: ein kleiner Saal neben dem Lehrerzimmer für Besprechungen in kleinen Teams. Der Unterbezirk einer überregionalen Fastfoodkette oder im schlimmsten Fall das Terrain einer Gruppe der organisierten Kriminalität.

Vielleicht ist sie deshalb bei manchen noch unbeliebt oder wenigstens misstrauisch beäugt, die – eigentlich längst überfällige – Zusammenarbeit benachbarter Pfarrstellen im Team?

Bestimmt gibt es landauf, landab in Kurhessen-Waldeck emsige Versuche, etwas Schöneres zu finden als den „Coop-Raum“, wie er umgangssprachlich längst genannt wird.

Hier nun mein Beitrag: Als mein Kollege nach Ostfriesland umgezogen war, wir ihn besuchten und er und seine Frau dann ständig von irgendwelchen Boßelvents, Grünkohl und Trinkgelagen erzählte, tauchte stets die „Nachbarschaft“ als Trägerin der Maßnahme auf. „Das und das haben wir mit der Nachbarschaft gemacht“, „In unserer Nachbarschaft ticken die so und so“, aber auch: „Das machen die anderen Nachbarschaften“. Ich wurde hellhörig: Nachbarschaft war also nicht einfach das nebeneinander wohnen von Menschen, mit mehr oder weniger ziemlich geringem Abstand, sondern eine fest umrissene Größe, wo viel klarer war, wo die Grenzen verliefen und wer eben noch dazugehört und wer eben nicht, sondern zu einer benachbarten Nachbarschaft.

Vielleicht kam das durch die Siedlungstradition. In weiten Teilen Niedersachsens

gibt es neben unseren Haufendörfern auch eine andere, leicht skandinavisch anmutende Struktur: Der Hof liegt dann praktischerweise inmitten seiner Felder, statt dass die Felder außen herum um die zum Schutz und Trutz gehäufelten Höfe gruppiert wären. Man gehört in dieser Struktur zwar offiziell immer noch zu einem Dorf, dessen Zentrale im günstigsten Fall eine Ansammlung von Häusern rund um Wirtshaus, Kirche und Pastorat ist. Aber man ist – oder vielmehr **war** vor der automobilen Zeit – doch noch mehr auf diejenigen Nachbarn angewiesen, die man mit vernünftigem Aufwand zu Fuß eben gerade noch erreichen konnte. Die wohnten zwar teilweise auch schon ganz schön weit weg, aber weiter durfte dann „die Nachbarschaft“ auch nicht reichen.

Warum Häuser aus der Peripherie gerade zu der einen und nicht zu der anderen Nachbarschaft gehören, darüber könnte man sicher Bibliotheken füllen. Für uns genügt die Feststellung, dass „Nachbarschaft“ regional bedingt auch ein der „Siedlung“ verwandter Begriff sein kann, eine feste Größe, der keine besondere Jurisdiktion oder formale Selbständigkeit zu eigen ist. Und damit ist die „Nachbarschaft“ dem Kooperationsraum verwandt.

Hier also mein Vorschlag: Ich möchte künftig „Kirchennachbarschaft“ sagen. Das sind zwar auch zweieinhalb Vokabeln, aber drunter geht's wohl nicht. Und es klingt in jedem Fall weniger administrativ und damit persönlicher als die „Kirchenregion“ oder gar der „Kirchenbezirk“. Letzterer wäre auch dazu geeignet, ihn mit in anderen Gliedkirchen gebräuchlichen Größen zu verwechseln. Vielleicht könnte man der so getauften Nachbarschaft sogar ein bisschen Poesie abgewinnen. Und wenn wir ein Kurzwort brauchen, können wir KiNa draus machen.

„Kommst Du mit zum Nachbarschaftsgottesdienst?“ „Was denn für eine Nachbarschaft?“ „KiNa“ „Ei, selbstverständlich!“

Ralf Ruckert  
Oberdorfer Str. 14, 35094 Lahntal

# Thesen zur Zukunft des Pfarrberufs

Christoph Bergner

Angesichts der Schwierigkeiten, Pfarrnachwuchs zu gewinnen, hat sich die Michaelsgemeinde in Bensheim verpflichtet gefühlt, einen Beitrag zur Zukunft des Pfarrdienstes zu leisten. Es ging uns dabei um die Frage: Was erwarten Pfarrfrauen und Pfarrer von ihrer Kirche, welche Arbeitsbedingungen machen die Kirche als Arbeitgeber attraktiv? Die Unternehmensberatung Covolution hat in Zusammenarbeit mit dem Kirchenvorstand der Michaelsgemeinde ein Projekt zur Zukunft des Gemeindepfarrdienstes durchgeführt. Dabei interviewte Covolution Theologiestudenten, Pfarrfrauen und Pfarrer in den ersten Dienstjahren und langjährig tätige Pfarrfrauen und Pfarrer. Ziel war es, sich ein Bild von den Erfahrungen und Erwartungen zu machen, die den Pfarrberuf aus Sicht von Studierenden, Berufseinsteigern und erfahrenen Pfarrfrauen und Pfarrern bestimmen. Die Interviews wurden in einem Zielbildworkshop ausgewertet und im Kirchenvorstand weiter diskutiert.

Die vorgelegten Thesen nehmen die Ergebnisse der Diskussion auf. Die Ergebnisse sollen einerseits der Gesamtkirche zu Gute kommen, andererseits unserer Gemeinde helfen, die Ausgestaltung der Pfarrstellen so zu gestalten, dass fähige Personen gewonnen und ihnen ein gutes Arbeitsumfeld geboten werden kann. Eine unerwartete und wichtige Erkenntnis der Interviews war die Übereinstimmung in den Motivationen, Erwartungen und Zielen des Berufs unabhängig von Alter und Dienstzeit.

### 1. Das Hören auf Gott

Der Pfarrberuf wird als Berufung der ganzen Person verstanden oder, wie es ein Teilnehmer formulierte: „Wir werden nicht für die Arbeitszeit bezahlt, sondern stehen als Person zur Verfügung.“ Die Wahl des Pfarrberufs ist oft als bewusste Entscheidung gegen ein „gewöhnliches“ Arbeitsverhältnis zu werten. Das darf nicht als Willen zur Selbstaufgabe oder als Einladung zur ständigen Verfügbarkeit missverstanden werden.

Wichtig ist: Niemand vermag die christliche Botschaft zu verkündigen, dem der Raum verwehrt wird, sie zu vernehmen. Dieser Freiraum muss erhalten werden. Das Hören auf Gott, die theologische Arbeit und der Dienst

der Verkündigung werden als zentrale Aufgabe wahrgenommen. Deshalb sind das geistliche Leben und die geistliche Begleitung ebenso wichtig wie die theologische Arbeit und die wissenschaftliche Ausbildung, die einen theologisch reflektierten Glauben fördern. Dazu sollten gesamtkirchliche Angebote zur Verfügung stehen und in der Gemeinde die Möglichkeit des Rückzuges und der Kontemplation geboten werden. Der Verkündigungsdienst lässt sich nicht beliebig durch Lektoren oder Prädikanten, durch Besuchsdienste oder mediale Präsenz ersetzen.

### 2. Die Begegnung mit Menschen

Die persönliche Begegnung mit Menschen in unterschiedlichsten Lebenssituationen, aller Altersgruppen und unterschiedlicher Herkunft und Überzeugung macht den Pfarrberuf attraktiv. Er lebt von einem hohen Vertrauensvorsprung und schafft immer wieder neu Vertrauen. Die Verlässlichkeit der Beziehung ist eine wesentliche Grundlage der Arbeit, wie beispielsweise die seelsorgerliche Arbeit durch langsam gewachsene Beziehungen eine viel tiefer gehende Qualität gewinnt. Diese – auch durch die jungen Pfarrfrauen und Pfarrer – erhobene Forderung nach Verlässlichkeit und Nähe zu den Menschen lässt sich allein durch das Gemeindepfarramt verwirklichen. Die örtliche Anbindung ist vor diesem Hintergrund wichtiger als die Funktion, der Generalist wichtiger als der Spezialist. Gerade zum Erhalt der Mitgliedschaft von Personen, die nicht Teil der „Kerngemeinde“ sind, ist die örtliche Präsenz und leichte Ansprechbarkeit eines Pfarrers entscheidend.

Die Auflösung von Gemeinden, unüberschaubare Großstrukturen und ständig wechselnde Beziehungen schaden daher dem Pfarramt und mindern seine Attraktivität.

### 3. Die Entlastung im Amt – professionelle und ehrenamtliche Unterstützung

Das Pfarramt ist eine Lebensaufgabe mit oft erstaunlichen Möglichkeiten, Begabungen zu entdecken und neue Entwicklungen anzustoßen. Es gewährt hohe Eigenverantwortung und Eigenständigkeit. Die Eigenverantwortlichkeit des Pfarrberufs soll durch eine professionelle Verwaltung gestärkt werden, die sich als Dienstleister versteht.

Da die Vielfalt von Anliegen und Qualitäten innerhalb der Gemeinden sich nicht zentralistisch steuern lässt, sollte die Verwaltung ein variables und effektives Unterstützungssystem anbieten. Eine Gemeinde sollte festlegen, welche Aufgabe sie selbst übernimmt und welche sie delegiert. Das Subsidiaritätsprinzip sollte konsequent angewendet werden.

Die Kirchenleitung hat sich in den letzten Jahren zu einem starken Apparat entwickelt, der seine Interessen durchzusetzen weiß. Wichtige Personalentscheidungen fallen überwiegend auf der Ebene von Kirchenleitung und Dekanat. Der Kirchengemeinde werden vielfältige Vorschriften gemacht, die zu einer Entmündigung der Gemeinde führen. Die Attraktivität des Pfarrberufs für zukünftige Generationen hängt auch von einer spürbaren Unterstützung und Entlastung der Gemeinden im Verwaltungsbereich ab. Nur so können evangelische Theologinnen und Theologen wieder vorrangig das tun, wozu sie berufen und ausgebildet sind.

#### **4. Die Gemeinschaft der Mitarbeitenden – Förderung und Leitung ehrenamtlicher Tätigkeit**

Der Verkündigungsdienst bevollmächtigt Menschen in ihrer Arbeit und ruft sie in Verantwortung, die auch im Ehrenamt wahrgenommen wird. Die ehrenamtliche Arbeit ist heute eher projektbezogen, zeitlich begrenzt und in vielfältigen Zusammenhängen möglich. Pfarrerinnen und Pfarrer sind für die Gewinnung von Ehrenamtlichen unverzichtbar. Die Mitglieder der Gemeinde sollen ihre Begabungen einbringen, wobei die Motivation zur Mitarbeit und die Einschätzung der Fähigkeiten eine Vernetzung erfordert, die durch enge Verbundenheit vor Ort am besten gewährleistet wird. Die Koordination von Ehrenämtern erfordert eine ständiges Kommunizieren, Werben und Unterstützen. Ehrenamtliche dürfen keine Lückenfüller für fehlendes Pfarrpersonal werden. Dies gilt umso mehr, als ein hoher Verwaltungsaufwand das Ehrenamt überfordert. Vielmehr soll die Arbeit von Ehrenamtlichen die Chance der persönlichen Entwicklung und die Entdeckung eigener Gaben fördern.

#### **5. Die Würdigung des Gemeindepfarrdienstes – Unterstützung im Pfarralltag**

Die praktischen Arbeitsbedingungen im Gemeindepfarrdienst sollten verbessert werden. Die Ausstattung von Pfarrhäusern, die

finanzielle Unterstützung für Gemeindebüros und gemeindliche Arbeit, die Unterstützung von Pfarrfamilien in vielfacher Hinsicht sollte verstärkt werden. Ein gut organisiertes Gemeindebüro hat hier eine wichtige Aufgabe. Bei der Gestaltung von Arbeitszeiten müssen flexible Angebote gefunden werden.

#### **6. Die Freude am Evangelium**

Die Bitte um den Heiligen Geist und die Freude am Evangelium sollten im Zentrum aller gemeindlichen und kirchlichen Bemühungen stehen.

Nicht die Anpassung an menschliche Erwartungen, sondern die hingebungsvolle und frohe Feier der Geheimnisse Gottes können der Kirche der Zukunft die Strahlkraft geben, die sie braucht.

Das Leben der Gemeinden darf nicht durch zynischen Pessimismus, kleinmütigen Rückzug und immer ungünstiger gestaltete Rahmenbedingungen nach und nach ausgetrocknet werden. Wir brauchen einen „Klimawandel“ für ein neues Aufblühen des Gemeindepfarrdienstes!

Wie geht es weiter? In einer Gemeindeversammlung sollen die Ergebnisse vorgestellt und diskutiert werden, wie sich die Erwartungen der Gemeinde zu denen, die die Pfarrerinnen und Pfarrer geäußert haben, verhalten. Die Gemeindeversammlung soll der Auftakt für einen Prozess werden, der die Gemeindearbeit so gestaltet, dass sie für den pastoralen Dienst besonders attraktiv wird. Im Gespräch mit dem Personalreferat soll erörtert werden, wie die Werbung für den Pfarrdienst die Erwartungen der Studierenden aufnehmen kann und welche unterstützenden Leistungen die Kirchenverwaltung für die Gemeindearbeit bieten kann.

Die Ergebnisse weisen in zwei Richtungen: 1. Es lohnt sich das Gemeindepfarramt weiterzuentwickeln. Die Auflösung der Gemeinden in Kooperationsräume und funktionale Stellen wird die Attraktivität des Pfarrberufs vermindern. 2. Die Verwaltung der Gemeinden darf nicht aufwändiger werden, sondern muss durch kluge Verwaltungsprozesse und effizienten Service vereinfacht und verbessert werden. Kirchenverwaltung und Regionalverwaltung sollten ein optimaler Dienstleister für Gemeinden werden, der auf die Bedürfnisse der Gemeinde abgestimmt wird.

*Christoph Bergner  
Darmstädter Str. 11, 4625 Bensheim*

# Predigt zur Eröffnung der Synodentagung

Yvonne Fischer

*Predigt im Eröffnungsgottesdienst der 6. Tagung der XII. Synode der EKHN am 28. November 2018*

**Schlaglicht 1:** Ich komme mit dem Zug in Wittenberg an. Leider habe ich noch gar keine Ahnung, wie ich zum Hotel oder zum Tagungsort komme. Ich steige aus und schaue mich um. Die meisten anderen, die hier ausgestiegen sind, eilen davon. Nur 50 Meter weiter sammelt sich auf dem Bahnsteig eine kleine Gruppe. Ich betrachte sie. Ah, die wollen bestimmt auch zur Tagung. Kirchenleute erkennt man doch irgendwie immer. Die werden wohl den Weg wissen. Ich bummle hinter ihnen her, erst mit Abstand, dann hole ich auf und spreche sie direkt an. Tadah – sie sind die Delegation der badischen Landeskirche.

Sofort denke ich an den Respekt, den ich für diese Kirche gewonnen habe. Sie waren es schließlich, die einen großen Stein ins Rollen gebracht haben – vielleicht ist es irgendwie ihnen zu verdanken, dass wir überhaupt alle hier in Wittenberg sind. Sie haben es ja fertiggebracht, dass das Thema Frieden fast in jedem Kirchenkreis ihrer Landeskirche zum ersten Mal seit Jahren feurig diskutiert wurde. Sie haben sich verpflichtet, in ihrer Landessynode regelmäßig und leidenschaftlich weiter zu diskutieren, und sogar als Kirche neu Geld dafür in die Hand zu nehmen. Sie haben ein Papier herausgegeben, das richtig Zündstoff beinhaltet, weil es sich klarer zur Gewaltfreiheit bekennt als das in der Kirche lange der Fall war. Sogar damit anzuecken bei den Rüstungsunternehmen, die auf ihrem Kirchengebiet sind, haben sie sich nicht geschaut. „Hut ab vor den Badenern, denke ich.“

Nur den Weg zum Hotel wissen sie doch auch nicht so genau – einer zückt sein Handy, und Gott sei Dank kommen wir dann mit gewissen Umwegen an.

**Schlaglicht 2:** Menschen. Im Tagungshaus finden sich schon viele, als ich vom Hotel aus ankomme. Nur die wenigsten kenne ich und bin froh über die bekannten EKHN-Gesichter. Mit der Zeit wird deutlicher, wer hier alles versammelt ist: Leute aus der EKD-Synode und ihrem Vorstand, aus Landessynoden, von

Universitäten, aus anderen ACK-Kirchen, aus der Ökumene-Arbeit.

So bunt wie die Menschen sind auch ihre Ansichten: Da sind solche, die sich nach einem klareren Friedensprofil der evangelischen Kirche sehnen – so wie ich; aber auch solche, die militärische Interventionen eben für notwendig halten. Sie sagen: Wenn man nicht eingreift, lässt man die Opfer diktatorischer Regime im Stich. Ich muss an das ältere syrische Ehepaar denken, mit denen ich mich neulich unterhielt: Sie erzählten, sie hätten sich gewünscht, dass die deutsche Armee sich an dem Kampf gegen Assad beteiligt hätte. Was soll man da antworten?

Leute sind da, die schon lange über die richtigen Wege zum Frieden diskutieren. Einer sagt sogar sinngemäß: „Über die Frage, ob militärische Gewalt als letztes Mittel – ultima ratio – in Ordnung ist, brauchen wir gar nicht sprechen – da werden wir uns eh niemals einig.“ Und junge Leute sind da, die sich wohl fragen, ob ihre Stimme bei den vielen alten Hasen überhaupt zählt.

„Puh“, denke ich, „das wird schwierig.“ Mal wieder geht es auch ums Aushalten der anderen Positionen. Der EKD-Synodale, der in seiner Bundeswehr-Uniform zur Tagung gekommen ist, stellt ehrlich gesagt eine gewisse innere Herausforderung für mich da.

**Schlaglicht 3:** An Tag 2 können wir Arbeitsgruppen wählen. Aus 9 Themenfeldern, die alle mit dem Frieden zusammen hängen, können wir drei auswählen und mitdiskutieren.

Die Arbeitsgruppe zur Gewaltfreiheit wird geleitet von Dr. Anthea Bethge (Eirene), die auch beim EKHN-Studententag referiert hat. Sie hat mich da schon beeindruckt, weil sie so klug und anschaulich erklärt hat, was auch in der Zwischenzeit schon gut erforscht ist: Nämlich warum Militäreinsätze nicht zum Frieden führen – wie Gewalt (leider) Gewalt fördert und neu hervorbringt.

In der Arbeitsgruppe hier führt sie uns zwei Modelle vor Augen: Das eine Modell: Wie wir als Kinder schon lernen, an die erlösende Gewalt zu glauben. Egal ob Popeye, Tom und Jerry oder X-Men: Platt gesagt: Mit den Bösen verhandelt man nicht; sie greifen nur unsere

wehrlosen Frauen an. – Sie müssen eins auf die Fresse kriegen und dann ist endlich Frieden.

Das andere Modell legt sie daneben. Eins, das von Jesus von Nazareth besonders verkörpert wird: statt erlösende Gewalt erlösendes Leiden – sich aktiv hinstellen und die Gewalt abfangen. Glauben daran, dass Böses nur durch Gutes überwunden werden kann. Wie das allerdings in die (politische) Realität kommt, ist dann doch für uns schwer denkbar.

Danach die theologische Arbeitsgruppe. Julian Zeyher, Doktorand an der Uni Tübingen, beschreibt, wie kirchlich-ethische Urteilsbildung überhaupt geht. Sehr leidenschaftlich spricht er sich für die Gewissensfreiheit als hohes protestantisches Gut aus. „Er hat schon recht“, denke ich, „aber gibt es denn dann überhaupt etwas Eindeutiges? Der eine kämpft an der Waffe nach seinem Gewissen, der andere verweigert nach seinem Gewissen?“ Mein Hirn fängt an zu rotieren.

**Schlaglicht 4:** Feierabend mit Essen, Musik und Interviews. Besonders auffällig an dem Abend: Prof. Martin Leiner aus Jena. Er erzählt von dem interdisziplinären Studiengang, den es dort gibt mit Studierenden aus Deutschland und aller Welt, die den Frieden erforschen. Da, wo es gelungen ist, Feindschaft und Krieg friedlich zu überwinden, Südafrika, Deutschland – wie ist es gelungen? Was muss dafür geschehen? Wer muss mit wem ins Gespräch kommen? Wie geht ein Prozess der Aussöhnung? Was passiert mit allen Wünschen nach Bestrafung, nach ausgleichender Gerechtigkeit? Dort in Jena jagen sie wirklich dem Frieden nach, denke ich.

Aber den stärksten Eindruck hinterlässt ein Anderer bei mir: Dr. Bambu Mabanza von der Kirchlichen Arbeitsstelle Südliches Afrika. Wenn er redet, dann wird klar, dass es hier ums Ganze geht. Er spricht mit und von denen, die der Klimawandel und der unfaire Welthandel am meisten und ganz existenziell betreffen, erzählt von seinem Besuch im Weinbau in Südafrika, von Hungerlöhnen und Pestizidvergiftungen. Er sagt: Die Kirche muss radikaler werden – nicht nur des Evangeliums wegen, sondern vor allem der Menschen wegen! Aus seiner Stimme klingen die Not und die Schreie der Menschen, die an der Ungerechtigkeit der Welt kaputt gehen. Und es wird klar, dass Klimawandel und Welthandel die drängendsten Friedensthemen sind – dass Frieden, wie es die Bibel weiß, nur aus Gerechtigkeit

entstehen kann. Da können wir die schönsten Papiere schreiben...

„Justice delayed is justice denied“: „Aufgeschobene Gerechtigkeit ist verweigerte Gerechtigkeit.“

Am letzten Tag der Tagung verabreden wir uns, an den Themen in Kleingruppen weiterzuarbeiten.

Und ich denke: „Wie kann es dir gelingen, du arme Kirche, vernünftige Worte zum Frieden zu finden, wenn du noch nicht mal in dir selbst einig bist, wenn es noch deinen eigenen Leuten oft so schwer ist untereinander einig zu werden? Wie kannst du überhaupt eine Kirche sein, die nicht immer Ja und Amen sagt zu den Entscheidungen der Mächtigen, wie du es schon oft getan hast? Wo du doch selbst so verstrickt bist und so abhängig von Wirtschaft und öffentlicher Meinung? Und wenn du sprichst: Wird dann überhaupt ein Hahn danach krähen?“

**Szenenwechsel:** Wenige Wochen später sitze ich bei einer Bibeltagung, und wir meditieren den Vers aus dem Philipperbrief, der Sonntag für Sonntag im Gottesdienst vorkommt, (bei uns) als Kanzelsegnen:

*Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. (Phil 4,7)*

Es bewegt sich etwas in mir, wenn ich diesen Segenswunsch sage oder höre. Er tut mir gut. Und ich stelle fest: Dieser Vers beschreibt eine entgegengesetzte Richtung. Die angesprochene Gemeinde soll nicht den Frieden machen, sondern der Friede soll etwas mit der Gemeinde machen.

Der Friede Gottes ist hier nicht das Objekt des Strebens, sondern das Subjekt des Handelns.

Und dieser Friede ist – laut Philipperbrief – höher als alle Vernunft. Kurz habe ich mich gefragt, ob das irgendwie vernunft-feindlich gemeint ist, ein irrationaler Friede. Aber inzwischen denke ich: Es ist tatsächlich ein Friede, den wir uns mit unserem Verstand beim besten Willen nicht vorstellen können, weil der Verstand an der Wirklichkeit scheitert, die uns vor Augen liegt.

Gottes Friede: Der begegnet uns aus der Schrift in wahrhaft unvorstellbaren Bildern: Der Wolf und das Lamm liegen friedlich nebeneinander und fressen Gras: Das ganze System von Fressen und Gefressen-Werden, das unser Leben zeichnet/verzeichnet, kommt

an ein Ende. Auch wenn alles in mir sagt: Das ist doch unrealistisch... Wenn die Schrift mir diese Bilder vor Augen malt, kann ich die unter dem Blutvergießen ächzende Kreatur förmlich aufhuchen hören vor Freude und Erleichterung.

Dieser Friede Gottes ist in Bewegung, ist Subjekt in der Geschichte – WOW!

Und dieser Friede macht etwas mit Herzen und Sinnen. Mit Wollen und Fühlen. Er soll bewahren in dem Messias Jesus.

In diesem „Halten in Christus Jesus“ verstehe ich zweierlei: Zum Einen: Die Gemeinde wird quasi konzentriert/ausgerichtet auf den, der in ihrem Zentrum steht: Jesus von Nazareth. Ihr Blick wird geführt – wie bei Petrus auf dem See – weg von Angst und Verwirrung, hin zu ihm, damit sie ihren Weg wiederfindet. Vielleicht stärker noch: Nicht nur der Blick, sondern die ganze Existenz – in ihn. Hinein in das, was sein Leben ist: Das unbeugsame Aufdecken von Gewalt und Schuld, das Antworten auf diese Verhältnisse mit den schlichten und doch so großen Gesten des Teilens, der Vergabung und Versöhnung. Diese wahnsinnige Treue und Liebe zu Gott und den Menschen.

Zum Anderen höre ich bei dem „In-dem-Messias-Sein“ auch die Gemeinde mit, die immerhin die Würde verliehen bekommt, der Leib des Messias zu sein. Uns alle. Der Friede Gottes soll uns auch zusammenhalten, beinhalten – dass wir nicht, weil wir manchmal so fast unaushaltbar unterschiedliche Positionen haben – zerrissen werden. Streiten schon, aber dann wieder an dem einen Tisch zusammengeführt werden, an dem wir bekennen, dass wir alle bedürftig sind

nach dem Brot des Lebens. Darin soll der Friede Gottes uns bewahren.

Also, liebe Kirche: In all dem Schwierigen, was du zu sagen hast, in allem Ringen um Positionen und Formulierungen: verlauf dich nicht: Lass zuerst den Frieden Gottes dich bewegen. Trau ihm zu, dass er aktiv ist – handelndes Subjekt (auch) deiner Geschichte; dass er dich verändern und orientieren kann. Lass ihn zu dir sprechen – und die Welt kann ruhig zuhören, wenn sie Ohren dafür hat. Sie braucht ihn so dringend wie der ausgedörrte Boden das Wasser.

**Letztes Schlaglicht:** Bei der Tagung in Wittenberg ist auch ein Pfarrer aus Köthen. Zwei Wochen nach Chemnitz ist in seiner Stadt ein Deutscher von zwei Afghanen umgebracht worden. Wieder hat die AfD zu einem Trauermarsch aufgerufen. 500 Rechtsextreme sind angereist und haben nationalistische Parolen gebrüllt. Mitten während der Tagung muss der Pfarrer abreisen zurück in die aufgewühlte Stadt, um dort am Frieden zu arbeiten. Man sieht ihm an, dass es für ihn ein schwerer Rückweg ist. In der Abendandacht beten wir für ihn, seine Gemeinde, seine Stadt.

Du, arme Kirche, bist reich, denke ich jetzt: wegen der Menschen, die Gott dir zugeführt hat: die aushalten, dass es schwierig ist, und es trotzdem noch fertigbringen, den Frieden Gottes zu erwarten und zu verkünden.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.

*Yvonne Fischer  
Breslauer Str. 1, 56112 Lahnstein*

## BERUFSVERBOT FÜR „FAHNENFLÜCHTIGE“ DDR-PFARRER

# Ein fast vergessenes Kapitel der Kirchengeschichte

*Konrad Schulz*

30 Jahre nach dem Ende der DDR gerät neben der DDR-Geschichte zunehmend die „Aufarbeitung“ und der Umgang mit der Rolle der evangelischen Kirchen seit 1990 in den Blick. Die politischen Positionen der Kirchen gegenüber dem SED-Staat changierten zwischen Widerstand, Anpassung und Kumpagnei; das Feld war zwischen kirchlicher Apologie, Mythenbildung, Kirchenkritik und Enthüllungslust vermint. Zuweilen wurden Ausgrenzungen gegenüber oppositionellen

Bewegungen fortgeschrieben, zuweilen wurden die einst kritischen Stimmen nun zum Markenzeichen kirchlicher Identität hochstilisiert, zuweilen wurde eine Verfolgungssituation der Kirchen generalisiert. Diese Diskussionen werden mittelbar wohl noch Jahrzehnte Kirche und Christentum in beiden Teilen Deutschlands bestimmen.

Ein Freund hatte mich auf die Meldung aufmerksam gemacht, die in den Tagesthemen am Abend vor Heiligabend 2018 ausgestrahlt

worden war.<sup>1</sup> Kirchliche Mitarbeiter, die mit dem DDR-Regime aneinander gerieten, wurden auch von der Kirche mit einem Berufsverbot belegt. Spätestens nach 1989 weiß man, dass die „Kirche im Sozialismus“ in der DDR in mancherlei Weise mit dem DDR-Regime kooperiert hat.<sup>2</sup> Wie viele andere wurden regimekritische Pfarrer und kirchliche Mitarbeiter vom Staat unter Druck gesetzt, ausspioniert, ins Gefängnis und zur Ausreise in den Westen gebracht. Dabei waren Vertreter der Kirche der Stasi durchaus behilflich.

Besonders pikant und nur noch wenigen bewusst ist jedoch die Tatsache, dass kirchliche Mitarbeiter, die damals in den Westen ausreisten bzw. ausreisen mussten, auch dort mit einer Art Berufsverbot belegt wurden.<sup>3</sup> Grundlage war ein EKU-Beschluss von 1977. Die Ev. Kirche der Union war ein Bund ost- und westdeutscher Kirchen. Über die innerdeutsche Grenze hinweg verabredeten die EKU-Räte gemeinsam, dass DDR-Pfarrer im Westen nur mit Zustimmung der Ostkirchen weiterarbeiten durften. Das war Aufgabe der so genannten Freigabeausschüsse in den östlichen Kirchenprovinzen. Diese nahmen jedoch den Pfarrern oft ihre Ordinationsurkunden ab. Das bedeutete für sie in der Regel ein befristetes Berufsverbot von ca. 2 Jahren.

In der Tat gehörten hunderte von Pfarrern zu den Menschen, die es nach dem Mauerbau in den Westen zog. Der SED waren sie ein Dorn im Auge, deshalb ließ man die meisten ziehen. Auch Martin Brunnemann hielt es in der DDR nicht mehr aus. Er war bis 1984 Pfarrer in der Lausitz, in der Kleinstadt Forst. Bevor er bei den DDR-Behörden seinen Ausreiseantrag stellte, fuhr er und seine Frau nach Cottbus, um der Kirchenleitung zu erläutern, warum sie in den Westen wollten. „Da war die Antwort: Wenn Sie das tun, dann verlieren Sie Ihren Dienst, sobald Sie den Antrag gestellt haben. Dann haben wir gesagt: Gut, dann stellen wir ihn nächste Woche.“ Im Dezember 1984

erhielt Martin Brunnemann die staatliche Erlaubnis, mit seiner Frau und den vier Kindern in die Bundesrepublik auszureisen. Doch bevor er abreiste, erhielt er noch einmal kirchlichen Besuch. „Dann erschien der Superintendent und sagte, er wolle meine Ordinationsurkunde haben. Da habe ich ihm gesagt, die gebe ich ihm nicht, denn über meinen Fall ist in der Kirchenleitung noch nicht verhandelt worden.“<sup>4</sup> Doch als Martin Brunnemann schon im Westen war, musste er seine Ordinationsurkunde per Post an seine Landeskirche zurückschicken. Das bedeutete zumindest ein zeitweiliges Berufsverbot, wie bei fast allen Pfarrern, die der DDR seit dem Mauerbau den Rücken kehrten. Ohne Ordinationsurkunde und damit ohne Ordinationsrechte bekam keiner von ihnen im Westen eine Pfarrstelle. Für Harald Schultze, jahrelang Mitglied der Leitung der evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen, war dieses zeitweilige Berufsverbot völlig legitim. „Ich denke, dass ist gerade im Hinblick auf die Situation in den Gemeinden und die vielen Übersiedlungswünsche, die es bei Gemeindegliedern gab und nicht erfüllbar waren, war dieses eine Selbstverständlichkeit.“<sup>5</sup> Die Einziehung der Ordinationsurkunde sollte nicht nur abschrecken, sondern die oppositionellen Pfarrer bestrafen. So der Kirchengeschichtler Friedemann Stengel von der Universität Halle. Was die erzwungenermaßen ausgereisten Kollegen besonders beschwerte, war der im Raum stehende Vorwurf, dass sie ihre Gemeinden aus wirtschaftlichen Gründen allein gelassen hätten und deshalb die Ausreise herbeigeführt hätten. Denn ein Ordinierter wäre doch wohl in der Lage, der schwierigen politischen Situation zu widerstehen.<sup>6</sup> In der Tat habe ich bei manchen Gesprächen mit damaligen DDR-Kollegen und ihren Familien in Gesprächen von der Sehnsucht nach Westkonsum und dem Leben im West-Paradies gehört. Aber keiner der Kollegen hätte wohl deshalb seine Gemeinde verlassen.

Auch Brunnemann hat den Vorwurf, er habe seine Gemeinde im Stich gelassen, zu hören bekommen. „Das Berufsverständnis des Pfarrers ist grundsätzlich dieses, dass der Pfarrer sich verpflichtet hat, in der Ordination für sein ganzes Berufsleben (...) der Gemeinde zu

1 Tagesthemen-Meldung vom 24.12.2018 01:04:06 Kirche in der DDR: Doppelte Strafe für „Fahnenflüchtige“ <https://www.tagesschau.de/inland/berufsverbot-kirche-101.html>

2 Dlf Beitrag vom 29.01.2017 Michael Hollenbach, Schatten der Vergangenheit Die Greifswalder Kirche und ihre Stasi-Verbindungen

3 Wer in den Westen ging – Berufsverbot für DDR-Pfarrer, Sendung des Deutschlandfunks vom 12.12.2018, [https://www.deutschlandfunk.de/wer-in-den-westen-ging-berufsverbot-fuer-ddr-pfarrer.886.de.html?dram:article\\_id=435465](https://www.deutschlandfunk.de/wer-in-den-westen-ging-berufsverbot-fuer-ddr-pfarrer.886.de.html?dram:article_id=435465)

4 Michael Hollenbach, Pfarrerflucht aus der DDR, Beitrag im Dlf vom 13.08.2011

5 Hollenbach a.a.O.

6 Stengel in: Wer in den Westen ging a.a.O.



dienen, dies auch in allen Notsituationen zu tun, die Gemeinde zu begleiten.“<sup>7</sup>

Bis heute wird wenig in der evangelischen Kirche über dieses Thema gesprochen. Nur die Mitteldeutsche Kirche unter Ilse Junkermann hat erste Schritte unternommen und sich im November 2017 mit einem Bußwort ihrer Verantwortung gestellt. Denn die in den Westen gegangenen Kollegen leiden noch immer unter der Ausgrenzung der Mehrheitsgesellschaft im Osten als Verräter und an den wirtschaftlichen Folgen ihrer Ausreise.

Es ist zu begrüßen, dass die Mitteldeutsche Kirche daneben mit den Betroffenen ins Gespräch kommen will. Allerdings weist Ilse Junkermann wohl zu Recht darauf hin, dass dies auch im Westen geschehen müsste. Überrascht las ich, dass auch unsere Landeskirche unter ihrem damaligen Kirchenpräsidenten Helmut Hild sich an den EKV-Beschluss gehalten hat und kirchliche Mitarbeiter aus dem Osten Deutschlands damals nicht eingestellt hat. Nicht nur Martin Brunnemann erhielt nur Ablehnungen: „Es gab auch solche Kirchen wie Hessen-Nassau, da wurde mir geschrieben, wir würden Sie noch zwei Jahre dazu verknacken. (...) Verräter werden so behandelt. (...) Also ich bin behandelt worden wie ein Hund.“ Er war zunächst arbeitslos, bevor er in einem christlichen Jugenddorfwerk als Sozialpädagoge arbeiten durfte. Erst fünf Jahre nach seiner Übersiedelung erhielt er die Ordinationsrechte zurück, berichtete der Deutschlandfunk. Auch

der damalige Diakon Lothar Rochau sprach in Darmstadt vor und erhielt keine Anstellung.

Vermutlich gab es weitere Fälle, nicht nur in der EKHN. Der an der Universität Halle-Wittenberg lehrende Kirchengeschichtler Friedemann Stengel ist dabei, diese unrühmliche Geschichte der mit Berufsverbot belegten Pfarrer und kirchlichen Mitarbeiter aus der DDR aufzuarbeiten. Nach so langer Zeit stände es unserer Landeskirche sicherlich gut an, ihr damaliges Verhalten in den Blick zu nehmen. Eine Kirche, die sich heute vehement für Flüchtlinge einsetzt, sollte frei genug sein, ihr damaliges Verhalten kritisch aufzuarbeiten und den Betroffenen zumindest ein Wort der Entschuldigung zukommen zu lassen. Denn offenbar waren es ja ähnliche Argumente, mit denen auch heute Flüchtlinge, die in unser Land kommen, diffamiert werden, dass sie nur als Wirtschaftsflüchtlinge kommen. Schon das ist eigentlich nicht zu kritisieren. Viel weniger jedoch, wenn die Ausreise unter dem Druck staatlicher Verfolgung und Diskriminierung geschah.

Vielleicht würde die EKHN – wie die Mitteldeutsche Kirche – mit der Aufarbeitung der zeitweiligen Berufsverbote für aus der DDR geflüchtete Kollegen in ihrem Bereich einen kleinen Betrag leisten, dass das Gefühl der Diskriminierung, das im Osten noch immer im Schwange ist, ein klein wenig geringer würde und die Schwarz-Weiß-Malerei von „Besserwessi“ und „Jammerossi“ irgendwann ein Ende findet.

<sup>7</sup> So Harald Schultze, jahrelang Mitglied der Leitung der evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen; Hollenbach a.a.O.

Konrad Schulz  
Weimerweg 19, 63667 Nidda

## KEINE ANGST VOR PERSÖNLICHEM KONTAKT!

### Zur Werbung für das Theologiestudium

Joachim Fritz

*Auf seiner letzten Vollversammlung hat sich der Studierendenrat Evangelische Theologie (SETh) – die Bundesfachschaft der Theologiestudierenden – mit dem Thema „Werbung für das Theologiestudium“ auseinandergesetzt. Ihre dabei formulierten Thesen sind eine Einladung an Berufstheologen, selbst als Werben- de tätig zu sein.*

Die evangelischen Kirchen in Deutschland sehen sich gerade für den Pfarrberuf, aber auch für Religionslehrkräfte einem

Nachwuchsproblem gegenüberstehen. Manche Landeskirchen mehr, andere weniger. So ist es nicht verwunderlich, dass in den vergangenen Jahren die Frage nach einer passenden Werbung für das Theologiestudium immer wieder aufkam. Es scheint aber, dass einer der wichtigsten Zugänge zum Nachwuchs noch nicht ausreichend eröffnet oder thematisiert wurde. Es geht um den direkten, persönlichen Dialog zwischen Menschen, die in kirchlichen Berufen oder im kirchlichen Umfeld tätig sind

und denjenigen, die auf der Suche nach einem für sie geeigneten Studium sind.

**Das Theologiestudium fällt aus dem Korpus der „üblichen“ Studienfächer heraus.** Dem Theologiestudium eilt wie fast keinem anderen Fach in der deutschen Studienlandschaft eine „Aura des Besonderen“ voraus, etwa *wer* Theologie studiert, *was* man studiert oder *wie* die Voraussetzungen für das Studium sind. Eine der negativen Auswirkungen dieser Aura liegt darin, dass es junge Erwachsene gibt, die zwar erwägen ein Theologiestudium zu beginnen, aber gleichzeitig in Zweifel ziehen, ob sie mit ihrer persönlichen Lebensgeschichte, ihren Erfahrungen und ihrer Frömmigkeit dem Theologiestudium „gerecht“ werden können. Fragen, ob sie nicht viel frömmere, viel „heiliger“ sein müssten, treiben viele derjenigen, die über ein Theologiestudium nachdenken, um. Diese Zweifel und Fragen sind neben den Schwierigkeiten bei der Werbung für das Studium zunächst eine seelsorgliche Herausforderung. Gerade hier sind Menschen vom Fach gefragt, die diese Sorgen ernst nehmen, aber auch mit einem realistischen Bild des Studiums und des Berufes eben jene zu ermutigen vermögen.

**Bei der Wahl dieses Studiums spielt der direkte, persönliche Kontakt zu Pfarrpersonen beziehungsweise zu Religionslehrer\*innen eine große Rolle.** Wenn sich in Gesprächen mit Theologiestudierenden die Frage nach dem *Warum* der Studienfachwahl stellt, so berichten sehr viele, dass sie von Bezugspersonen, die oft aus dem kirchlichen Raum stammen, sehr direkt dazu ermutigt, ja aufgefordert wurden, dieses Studium zu wählen. Bei der Frage nach ausschlaggebenden Impulsen werden Religionslehrer\*innen sehr häufig als wesentliche Bezugspersonen genannt.

**Wir haben ein tolles Studium, und sollten nicht davor zurückschrecken, dies auch offen zu bewerben.** Das Theologiestudium ist ein besonderes Studium. Es sticht mit der bis heute bestehenden Freiheit in der Wahl der einzelnen Schwerpunkte, von Studienort und -dauer aus der übrigen universitären Bildungslandschaft heraus. Dass wir uns diese Freiheiten bewahrt haben, ist nicht selbstverständlich. Ebenso ist klar, dass auch die Art und Weise, mit der in Deutschland Theologie studiert wird, eigene Schwierigkeiten mit sich

bringt, und es sicherlich diejenigen unter den Studierenden gibt, die mit dieser Vielzahl an Freiheiten nicht zurechtkommen.

**Die Eigenheiten des Studiums erfordern eine individuelle Entscheidungsbetreuung.** Es gehört insbesondere im Falle des Pfarramtes zum Studium ebenso wie zum späteren Beruf dazu, dass dieses Studien- und Berufsfeld Eigenheiten mit sich bringt, über die nicht einfach hinweggesehen werden sollte. So sind die Anforderungen an eine eigenständige Arbeits- und Denkweise hoch. Das Studium und die kirchlichen Berufsfelder setzen ein hohes Maß an fachlichen und sozialen Fähigkeiten voraus. Gleichzeitig bieten das Studium und viele der kirchlichen Berufe durch die weitläufig gewährten Freiheiten gerade für „Multitalente“ Möglichkeiten, diese einzusetzen und auszuleben. In dieser Kombination aus Anforderungen und Möglichkeiten liegen sowohl die Schwierigkeiten als auch die Chancen, für das Theologiestudium zu werben. Es empfiehlt sich sehr, diese Spezifika präzise und ausführlich im persönlichen Gespräch zu erörtern. Darin liegt auch der Grund, dass die direkte Aufforderung durch Personen, die im Pfarr- und Lehramt stehen, einen so hohen Stellenwert bei der Entscheidungsfindung hat. Junge Erwachsene mit ihren Stärken und Schwächen zu kennen und sie deshalb persönlich ansprechen zu können, ist eine der Grundvoraussetzungen für ein erfolgreiches Werben für das Theologiestudium.

**Mehr Selbstbewusstsein und Optimismus statt protestantischer Zerknirschung.** Wir erleben, dass auch wir als Studierende selbst zu apologetisch mit unseren Studienumständen umgehen. Gerne geben wir nur zähneknirschend zu, dass, auch wenn einigermaßen zügig studiert wird, zwölf bis vierzehn Semester doch eher der Regel entsprechen, als der Ausnahme. Doch beim Blick auf die Biografien junger Menschen in anderen Studiengängen stellt es sich gleichzeitig als Trugschluss heraus, dass eine zweistellige Zahl an Studiensemestern vollkommen außergewöhnlich sei. Ebenso schwierig ist oftmals der Spracherwerb zu vermitteln: „Wir haben zwar keinen N.C., müssen aber drei Sprachen lernen.“ Wir müssen optimistisch sein. Optimistisch zu sein bedeutet jedoch nicht, unrealistisch zu werden. Realismus bedeutet, einzusehen, dass das Studium nicht für jede\*n etwas ist. Realismus

bedeutet, dass manche Menschen dieses Studium abbrechen werden. Dennoch bedeutet Optimismus, junge Menschen aufzufordern, dieses Wagnis einfach einzugehen. Was ist zu verlieren? Im schlimmsten Falle ist man am Ende Architektin oder Physiker mit Hebraicum. Die Studienlandschaft bietet viele Möglichkeiten, die Unzulänglichkeiten eines Studiums teils deutlich abzumildern. Einige Studienorte in Deutschland bieten ideale Bedingungen für einen zügigen Spracherwerb. Ebenso gibt es durch die einundzwanzig Standorte für evangelische Theologie auf Pfarramt in Deutschland durchaus Möglichkeiten, den teuersten Städten fern zu bleiben. Wechsel zwischen den Hochschulen sind recht einfach und von allen Seiten erwünscht. Die Auslandsprogramme sind vielfältig und finanziell ungewöhnlich gut gefördert. Nicht zuletzt sind die Berufsaussichten ausgezeichnet. Dies trifft nicht nur auf den Pfarrberuf zu. Wer Theologie studiert, erwirbt Fertigkeiten, die in jedem Berufs- und Lebensfeld nützlich und einsetzbar sind.

**Aus Angst, jungen Erwachsenen etwas „aufzuzwingen“, sollten Pfarrer\*innen und Religionslehrer\*innen an Gymnasien nicht davor zurückschrecken, diese aktiv zu diesem Studium und einem kirchlichen**

**Beruf zu ermutigen.** Die Studienwahl ist eine sehr schwierige Wahl und viele, die sich in diesem Entscheidungsprozess befinden, sind dankbar, wenn offen mit ihnen gesprochen wird. Ein ehrliches und ergebnisoffenes Werben für das Theologiestudium war für viele von uns momentan Studierenden ein wichtiger Impuls bei unserer Entscheidung für dieses Studium. An dieser Stelle möchten wir uns auch sehr herzlich bei all denen bedanken, die für uns auf diese Art wegweisend waren und sind. Wir sind davon überzeugt, dass ihre Anstöße auch in Zukunft wesentlich für den Weg in das Theologiestudium sein werden.

Übrigens: In den vergangenen Jahren wurden mehrere Informationsseiten zum Theologiestudium und zu den späteren Berufen aufgelegt, es sei dazu auf die zentrale EKD-Seite [www.das-volle-leben.de](http://www.das-volle-leben.de) verwiesen. Die EKHN informiert auf der Seite [machdoch-wasduglaubst.ekhn.de](http://machdoch-wasduglaubst.ekhn.de) über die verschiedenen kirchlichen Berufe. Die EKKW hat für den Pfarrberuf die Seite [www.macht-sinn.info](http://www.macht-sinn.info) eingerichtet, ebenso informiert die EKMD auf ihrer Homepage über das Theologiestudium.

*Der Studierendenrat Evangelische Theologie  
clo Joachim Fritz  
Klosterberg 2, 72070 Tübingen*

---

## PRESSEINFO

### Endspurt für 30.000 Euro

Der Sozialpreis innovatio 2019

Bis zum 28. Februar 2019 können sich noch Projekte um den diesjährigen Sozialpreis innovatio bewerben. Ausgezeichnet werden Initiativen, die benachteiligten Menschen neue Perspektiven eröffnen, die sich für andere stark machen oder mit Kreativität und Mut nach sozialen Lösungen suchen.

Die Gewinner werden durch eine Jury aus Vertretern von Caritas und Diakonie ermittelt. Der 1. Preis erhält 10.000 Euro, der 2. Preis 5.000 Euro und der 3. Preis 3.000 Euro. Der Gewinner des Online-Preises wird per Online-Voting ermittelt und erhält 3.000 Euro. Zusätzlich werden durch die Ausrichter Medien für die Öffentlichkeitsarbeit der Gewinner im Wert von 9.000 Euro erstellt.

Unter [www.innovatio-sozialpreis.de](http://www.innovatio-sozialpreis.de) sind die Teilnahmebedingungen und die Bewerbungsunterlagen zusammengestellt.

Der Sozialpreis innovatio wird alle zwei Jahre verliehen. Gestiftet von den Versicherern im Raum der Kirchen, Bruderhilfe – Pax – Familienfürsorge, und gefördert durch *chrismon*: Das evangelische Magazin. Schirmherren sind die Präsidenten des Deutschen Caritasverbandes und der Diakonie Deutschland, Prälat Dr. Peter Neher und Pfarrer Ulrich Lilie.

*Die Versicherer im Raum der Kirchen (VRK) sind für Menschen in Kirche, Diakonie, Caritas und Freier Wohlfahrtspflege der führende Anbieter für Schutz und Vorsorge. In unregelmäßigen Abständen veröffentlichen Sie im Hessischen Pfarrblatt Hinweise sowie „Tipps für den Alltag“.*

# Einladung zur Tagung im März für Pfarrfrauen und Pfarrmänner

**„Astrid Lindgren – Begegnungen mit einer besonderen Frau“**  
vom 29.–31. März 2019 im Knuell House in Neukirchen

Die schwedische Autorin Astrid Lindgren (1907–2002) hat weltweit Generationen von Kindern und deren Eltern mit ihren Büchern beeinflusst und geprägt. Ihre bekannten Kinderbuchgestalten Michel, Pippi, Ronja und Lotta faszinieren auch heute noch ihre Leser. Doch wer ist der Mensch hinter den literarischen Figuren?

An diesem Wochenende soll das Leben und die Entwicklungsgeschichte Astrid Lindgrens vorgestellt werden. Ihre unbeschwernte Kindheit, ihre kritische Jugendzeit, ihr großer Kummer als junge Frau, ihr Mutterglück, ihre Entwicklung zur Schriftstellerin sind wichtige Stationen ihres Lebens, die wir an diesem Wochenende in den Blick nehmen. Bewegende Texte aus ihrer Biografie und Gedichte runden das Bild dieser besonderen Frau ab. Nahezu alle Bücher Astrid Lindgrens, die auf Deutsch erschienen sind, werden zur Tagung zum Anschauen ausliegen. Die Referentin der Tagung ist Marion Seitz.

Die Tagung beginnt mit der Begrüßung am Freitag um 17:15 Uhr und endet am Sonntag mit dem Mittagessen. Es gibt Familienzimmer und Einzelzimmer.

Für Kinder ist das Angebot vielfältig: ein Fußballplatz, Spielplatz, Tischtennis, Kicker,

Billard. Eine Kinderbetreuung ist organisiert. Weitere Infos siehe [www.knuellhouse.de](http://www.knuellhouse.de).

Die Kosten für das Wochenende betragen 70 Euro, für Kinder und Jugendliche 35 Euro, Kinder bis zwei Jahre sind frei.

**Anmeldung mit Namen, Adresse, Telefon-Nr., E-Mail, Anzahl und Alter der Kinder bis zum 16. Februar 2019 an:**

**Petra Hochschorner,  
Kirchstr. 14, 34587 Felsberg  
Oder per E-Mail an:  
[vorsitz.pfpm@ekkw.de](mailto:vorsitz.pfpm@ekkw.de)**

Bitte beachten: Die Tagungskosten müssen vorab überwiesen werden. Die neue Kontonummer der Pfarrfrauen und Pfarrmänner in der EKKW lautet: DE69 5209 0000 0100 4781 02.

Das ausführliche Programm wird rechtzeitig vor der Tagung mit der Teilnehmerliste verschickt. Die Tagung richtet sich zunächst an Frauen und Männer, deren Partner/innen im aktiven Pfarrdienst sind. Interessierte Pfarrwitwen, Partner/innen von Ruheständler/innen können sich ebenfalls anmelden. Sind nach Anmeldeschluss noch Plätze frei, kann auch deren Anmeldung berücksichtigt werden.

Durch die neue Datenschutz-Grundverordnung, die vergangenes Jahr in Kraft getreten ist, ergeben sich neue Anforderungen an die Veröffentlichung der Daten unserer Vereinsmitglieder in Hessen-Nassau und Kurhessen-Waldeck. Bevor die rechtliche Lage abschließend geklärt worden ist, müssen wir deshalb auf den Abdruck von Geburtstagen, Ordinationsjubiläen, Neuzugängen etc. verzichten. Wir hoffen, die „Persönlichen Nachrichten“ bald wieder in geeigneter Form verkünden zu können.

*Die Schriftleitung*

# Die Ev. Zehntgemeinschaft vermittelt Gastdienste im Osten Deutschlands

Pfarrerinnen und Pfarrer im Ruhestand sind gefragte Personen. Denn dort, wo sie wohnen oder früher tätig waren, werden sie häufig um Gottesdienstvertretungen gebeten. Bereits seit vielen Jahren bietet die **Evangelische Zehntgemeinschaft Jerichow** eine weitere Möglichkeit, die eigenen Berufserfahrungen auch im Ruhestand aktiv einzusetzen.

Wir suchen Pfarrerinnen und Pfarrer im Ruhestand, die bereit sind, einen Teil ihrer Zeit unentgeltlich zur Verfügung zu stellen, um einen Gastdienst in einer Kirchengemeinde im Osten Deutschlands zu übernehmen. Wenn der Ortspfarrer oder die Ortspfarrerin im Urlaub, erkrankt oder zur Kur ist, wenn er oder sie eine längere Fortbildung besucht oder die Elternzeit in Anspruch nimmt, bemühen wir uns durch einen drei- oder vierwöchigen Gastdienst dafür zu sorgen, dass das Gemeindeleben weitergeführt werden kann.

Die Aufgabe der Gastdienstleistenden besteht darin, Gottesdienste zu halten, Amtshandlungen und Besuche zu übernehmen und Gemeindeguppen zu begleiten. Angesichts der Vielzahl der Dörfer, Gemeinden und Kirchen, die zu einer Pfarrstelle gehören, ist es im Bereich der früheren DDR häufig kaum möglich Vertretungen zu organisieren. Deshalb

sehen wir es als ein Zeichen unserer Solidarität an, wenn wir im Ruhestand unsere Unterstützung anbieten.

Die Arbeit in der Evangelischen Zehntgemeinschaft erfolgt ehrenamtlich. Die Gastgeber-Gemeinde sorgt für eine angemessene Unterkunft, über die Kosten der An- und Abreise wird eine Spendenbescheinigung ausgestellt. Aufgrund einer schriftlichen Vereinbarung zwischen den Beteiligten ist ein Versicherungsschutz gewährleistet.

Wir freuen uns über Pfarrerinnen und Pfarrer, die diese Arbeit unterstützen möchten. Im Rahmen eines Gastdienstes werden Sie viel Neues erleben und Menschen begegnen, die Sie teilhaben lassen an ihren persönlichen Erfahrungen. Sie werden Kirche vermutlich anders wahrnehmen als in Ihrer eigenen beruflichen Tätigkeit. Das macht den Reiz und auch den Gewinn eines solchen Gastdienstes aus. Natürlich werden Sie auch Zeit haben, die Umgebung zu erkunden und die Vielfalt der Kultur zu erleben.

Weitere Informationen finden Sie im Internet unter [www.ezg-erichow.de](http://www.ezg-erichow.de) oder Sie wenden sich an: Sup. i.R. Hermann de Boer, Masurenstr. 9 b, 31832 Springe, Tel. 05041/8027417, E-Mail: [Hermann.de.Boer@t-online.de](mailto:Hermann.de.Boer@t-online.de).

## Hessisches Pfarrblatt Sondernummer für Kurhessen-Waldeck – In Memoriam

*Die verstorbenen Pfarrerinnen und Pfarrer  
der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck*

Für die Erarbeitung der alle zwei Jahre von Landeskirche und Pfarrverein von Kurhessen-Waldeck gemeinsam herausgegebenen Schrift suchen wir eine/n oder mehrere Pfarrer/innen (m/w/d), die die verstorbenen Pfarrerinnen und Pfarrer der EKKW mit entsprechenden Biogrammen und Nachrufen nach Rücksprache mit den Angehörigen würdigen.

Die Personalverwaltung Theologisches Personal des Landeskirchenamtes ist bei der Erarbeitung behilflich.

PfarrerIn i.R. Irene Umbach (verst.) hatte die Erarbeitung für Jahre 2017 und 2018 begonnen. Diese Ausgabe wäre noch abzuschließen und dann die Herausgabe für die Jahre 2019/2020 fortzusetzen.

Entstehende Sach- und Fahrtkosten werden erstattet. Eine Aufwandsentschädigung wird je Ausgabe von 600 € gezahlt.

Rückfragen und Bewerbungen bitte an den Vorsitzenden des Pfarrvereins Kurhessen-Waldeck, Pfarrer Frank Illgen, 0561 400 7998 oder [pfarrrverein@ekkw.de](mailto:pfarrrverein@ekkw.de)

**Bernd Jaspert: Kirche und Geschichte.** Verlag Traugott Bautz, Nordhausen 2018, 67 Seiten für 10 Euro, ISBN: 978-3-95948-365-0.

**Bernd Jaspert: Kirchengeschichte im pluralistischen Zeitalter,** Verlag Traugott Bautz, Nordhausen 2018, 93 Seiten für 10 Euro, ISBN: 978-3-95948-6.

Der Verfasser dieser beiden Bändchen war lange als Pfarrer in der Ev. Kirche von Kurhessen-Waldeck tätig. Er war Lehrbeauftragter für Kirchengeschichte an der Universität Marburg und Studienleiter sowie stellvertretender Direktor der Ev. Akademie Hofgeismar.

Er gehört zu den wenigen ausgewiesenen Kirchengeschichtlern, die auch über ihr Fach reflektieren. In mehreren Veröffentlichungen hat er sich zu Fragen der Theorie der Kirchengeschichte geäußert. Offensichtlich nutzt er den Ruhestand in der Rhön (geb. 1944) zu weiteren Publikationen aus diesem Forschungsbereich. Den Wert dieser Studien erhöhen Register und ein sehr nützliches Literaturverzeichnis.

*Martin Zentgraf*



**Friedmann Eißler, Kai Funkschmidt, Michael Utsch (Hrsg.): Schule der Unterscheidung. Reformatorischer Glaube und religiös-weltanschauliche Vielfalt.** Festschrift für Reinhard Hempelmann, Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2018. 422 Seiten für 48,00 €. ISBN: 978-3-374-05750-4.

Die Einleitung der drei Herausgeber (11–14) und den gleich darauf folgenden Aufsatz von Matthias Pöhlmann „Aufklärung im Dienste des Evangeliums. Reinhard Hempelmanns Beitrag für eine wahrnehmungs- und auskunftsfähige Kirche“ muss man unbedingt lesen, um Titel und Aufbau sowie Inhalt des gesamten Bandes zu verstehen. Reinhard Hempelmann stammt aus der Ev. Kirche von Westfalen; er war einige Jahre als Assistent in Osnabrück tätig und wurde 1989 in Heidelberg mit einer Arbeit über die Sakramententheologie im evangelisch-katholischen Dialog promoviert. Nach einer Dozentenzeit in Kassel wurde er 1992 Referent für pfingstlerische Gruppierungen und ähnliche Fragestellungen bei der Ev. Zentralstelle für Weltanschauungsfragen (EZW), damals noch in Stuttgart, die

später nach Berlin verlegt wurde – und deren Leiter er seit 1999 war. Die Festschrift wurde ihm zum Abschied aus diesem Amt und zum 65. Geburtstag gewidmet. Seit 2003 hat er an der Universität Leipzig einen Lehrauftrag für Konfessionskunde. Um seine Tätigkeit zu charakterisieren, müssen natürlich über die bloßen Daten seiner beruflichen Stationen hinaus seine Publikationen zumindest in Auswahl erwähnt werden. Gut bekannt ist das Standardwerk „Handbuch der Evangelisch-missionarischen Werke, Einrichtungen und Gemeinden, Deutschland – Österreich – Schweiz“, das er zusammen mit seinen langjährigen Kolleginnen Ingrid Reimer und Ulrike Liebau 1997 in Stuttgart vorgelegt hat und das lexikalisch bestens über die verschiedenen missionarischen, evangelikalen und pfingstlerisch-missionarischen Bewegungen und Gruppen informiert. Daneben steht die stattliche Monographie „Licht und Schattenseiten des Erweckungschristentums. Ausprägungen und Herausforderungen pfingstlerisch-charismatischer Frömmigkeit“, die ein Jahr später ebenfalls in Stuttgart erschienen ist. Er schrieb die Einführung zur 2005 in Gütersloh veröffentlichten Überarbeitung von „Panorama der neuen Religiosität. Sinn- und Heilsversprechen zu Beginn des 21. Jahrhunderts“. Weiterhin sind natürlich zahlreiche Beiträge im „Materialdienst der EZW“ zu nennen. Einem solchen Beitrag von 2016 ist die Formulierung des Hauptartikels des Buches entnommen. Überhaupt sind die Begriffe „Dialog“ und „Unterscheidung“ gut geeignet, um die in der EZW geleistete Arbeit zu kennzeichnen. Neben die dialogische Offenheit tritt die Bereitschaft zur öffentlichen Rechenschaft über den christlichen Glauben, was mit „Unterscheidung“ gemeint ist.

Der Tätigkeit von Hempelmann und der ganzen EZW gemäß ist der erste Teil des Buches überschrieben: „Theologische Grundsatzzfragen“. Hier finden sich Beiträge zur religiösen Religionskritik (U. Körtner), Wissenschaftlichkeit der Theologie (R. Slenczka), zum Kreationismus (A. Hohn), zum Begriff der Weltanschauung (T. Schächtele), zur Rede von Gott (B. Nitsche), zum christlichen Menschenverständnis (W. Krötke), zur Vorstellung vom Neuen Menschen (G. Künenlen), zum Lebensbegriff (W. Thiede), zum Gefühl der Gottverbundenheit (H. Kuhlmann) und

zum gegenwärtigen Ökumenismus (G. Wenz). Der zweite Teil enthält unter dem Titel „Begegnung, Dialog, Mission“ Aufsätze zu den Themenkreisen Konflikte zwischen Konfessionen, Mission, interreligiöser Dialog, Toleranz, afrikanische Kirchengeschichte, Hinduismus, Reinkarnation und russische Orthodoxie. Der dritte Teil versammelt unter der Überschrift „Atheismus, Humanismus, Laizismus“ drei instructive Beiträge. Im vierten Teil fasst ebenfalls der Titel „Evangelikalismus, pentekostales Christentum“ die Thematik von drei weiteren

Beiträgen zusammen. Unter der Überschrift „Praxis und Zukunft der Kirche“ bringt der fünfte Teil Predigten und sodann verschiedene Beiträge vor allem zum Thema der Zukunft der Kirche. Den „Ausklang“ bildet ein Artikel der ehemaligen hessischen Kultusministerin Karin Wolff: „Toleranz ist Mühe und Arbeit“. Zum Abschluss des sehr anregenden Bandes, der auch zahlreiche Hinweise für die Praxis enthält, folgen noch nützliche Informationen zu den Autorinnen und Autoren.

*Martin Zentgraf*

### **Korrektur**

Bei den Adressen hat sich in der letzten Ausgabe ein Fehler eingeschlichen. Korrekt muss es im HPB 6/2018 auf Seite 213 heißen:

*Barbara Heinrich, Heinrich-Heine-Straße 67, 34121 Kassel*

Wir bitten, den Irrtum zu entschuldigen.

## **AUCH DAS NOCH**

# Das Jesuskind geboren in der Tiefgarage

Leserbrief in der Wetterauer Zeitung am 8.1.19

### **Thema: Gottesdienstgestaltung**

Am 24. Dezember besuchten wir mit unseren beiden Enkeltöchtern – elf und fünf Jahre alt – den Kindergottesdienst um 17 Uhr in D.-A. Wir freuten uns schon auf das Krippenspiel und schauten uns die schöne Krippe, die dort zu sehen war, gerne an. Nachdem die Messe begonnen hatte erzählte der Pfarrer, der diese Version von seiner Kollegin aus A. erhalten hatte, die Weihnachtsgeschichte. Zu meinem Erstaunen in „cooler“ Sprache, die dann wohl von den Kindern besser verstanden werden sollte. So fanden es die Schafhirten „voll fett“, dass der Stern so hell leuchtete und so weiter. Das war zunächst auch ganz okay – zwar gewöhnungsbedürftig, aber okay. Als dann aber das Jesuskind in einer Tiefgarage geboren und in eine Ölwanne gelegt wurde, da fragte mich meine Nachbarin, ob da vorne wohl noch alles mit rechten Dingen zugeht und ich überlegte kurz, ob wir mit den Kindern gehen. Die waren auch irritiert. Eben noch hatten wir die Krippe mit Ochse und Esel angeschaut, jetzt erzählte der Pfarrer etwas von Tiefgarage und Ölwanne in einer Zeit, in der weder Autos vorhanden, geschweige denn Tiefgaragen möglich waren. Von der offensichtlichen Unglaubwürdigkeit dieser Version abgesehen: Soll das der Versuch der Kirche sein, sich moderner zu geben? Da könnte man wirklich an ganz anderen Stellen wirken. Als dann auch noch während des Gottesdienstes ein kurzer Vortrag über Weine gehalten und Weinflaschen für den anschließenden Verkauf für einen guten Zweck gesegnet wurden, stand für mich fest: im nächsten Jahr will ich für mich und meine Enkelkinder wieder meine uncoole Weihnachtsfeier – mit Maria und Josef in einem Stall, in dem sie das Jesuskind in eine Krippe legen können, und ohne Vorträge über Wein und dessen Wirkung bei mäßigem und unmäßigem Gebrauch.

*G.B., Reichelsheim*

Inhalt:

Editorial ..... 2

Haus der Stille  
Mehr als 25 Jahre für gelebte Spiritualität  
*Michael Heymel* ..... 3

Schön und streitbar  
Die Bibel, meine liebste alte Dame  
*Fulbert Steffensky* ..... 4

Strukturpoesie  
Kooperationsraumgottesdienst – ist das ein Wort?  
*Ralf Ruckert* ..... 10

Klimawandel in der Kirche  
Thesen zur Zukunft des Pfarrberufs  
*Christoph Bergner* ..... 11

Und der Friede Gottes...  
Predigt zur Eröffnung der Synodentagung  
*Yvonne Fischer* ..... 13

Berufsverbot für „fahnenflüchtige“ DDR-Pfarrer  
Ein fast vergessenes Kapitel der Kirchengeschichte  
*Konrad Schulz* ..... 15

Keine Angst vor persönlichem Kontakt!  
Zur Werbung für das Theologiestudium  
*Joachim Fritz* ..... 17

Für Sie gelesen ..... 22

Auch das noch ..... 23

Für unverlangt eingesendete Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Die Schriftleitung behält sich vor, Beiträge, Leser/innen-Reaktionen etc. nicht zu publizieren bzw. zu kürzen.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Pfarrvereine oder der Schriftleitung wieder. Namentlich gekennzeichnete Beiträge verbleiben mit allen Rechten bei den Autoren und Autorinnen.

Für die Richtigkeit von Angaben, Daten, Behauptungen etc. in den namentlich gekennzeichneten Beiträgen kann der Herausgeber keine Haftung und Gewährleistung übernehmen; sie werden jedoch nach bestem Wissen und Gewissen wie Verhältnismäßigkeit des Einsatzes von Mitteln und Ressourcen überprüft.

Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt.

Impressum:

**Herausgeber und Verleger:** Ev. Pfarrerinnen- und Pfarrerverein in Hessen und Nassau e.V., Geschäftsstelle: Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. (0 69) 47 18 20 / Fax (0 69) 47 94 87 sowie der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V., Geschäftsstelle Kirchenkreisamt Marburg, Universitätsstr. 45, 35037 Marburg, [www.ekkw.de/pfarrverein](http://www.ekkw.de/pfarrverein) .

**Schriftleitung und Redaktionsanschrift:** Pfr. Ingo Schütz, Amselweg 19, 65760 Eschborn, Tel. (0 61 73) 9 89 26 50. E-Mail: [ingo.schuetz@pfarrverein-ekhn.de](mailto:ingo.schuetz@pfarrverein-ekhn.de)

**Redaktionskommission:** Pfr. Frank Illgen, Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel. (05 61) 400 79 89, [pfarrverein@ekkw.de](mailto:pfarrverein@ekkw.de); Pfr. Dr. Martin Zentgraf, Hess. Diakonieverein, Freiligrathstr. 8, 64285 Darmstadt, Tel. (0 61 51) 6 01 19 83, Fax 3075-29-281; Pfr. Dierk Glitzenhirn, Frankenhainer Weg 55, 34613 Schwalmstadt-Treysa, Tel. (0 66 91) 9 68 56 92; Pfrin. Susanne Holz-Plodeck, Rheinstr. 3a, 65597 Hünfelden, [pfarramt-huenfelden-dauborn@t-online.de](mailto:pfarramt-huenfelden-dauborn@t-online.de); Pfrin. Susanna Petig, Karthäuser Str. 13, 34587 Felsberg-Genungen, Tel. (0 56 62) 44 94, Fax (0 56 62) 67 45.

**Druck:** Druck- und Verlagshaus Thiele & Schwarz GmbH, Werner-Heisenberg-Straße 7, 34123 Kassel. Der Bezugspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. ISSN – 0941 – 5475

**Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 7. 3. 2019**